



Von der Idee zur wissenschaftlichen Arbeit Teil 1: K/Ein Forschungsprogramm

Sven Chojnacki

ARBEITSPAPIERE • FRIEDENS- UND KONFLIKTFORSCHUNG

NR. 1 • MÄRZ 2020

A word cloud of key concepts in peace and conflict studies. The words are arranged in a roughly rectangular shape, with 'Konflikt' and 'Frieden' being the largest and most central. Other prominent words include 'Gender', 'Gewalt', 'postkolonial', 'Kolonialismus', 'Krieg', 'Ungleichheiten', 'Identität', 'Dekolonisierung', 'Subalternität', 'Repräsentation', 'Hegemonie', 'Wissen', 'Eurozentrismus', 'feministisch', 'Maskulinismus', 'performativ', 'Kartographie', 'Essentialisierung', 'Kritik', 'Historizität', 'Transformation', 'Migration', 'Diskurse', 'Intersektionalität', 'Orientalismus', 'Othering', 'Grenzregime', 'transnational', 'Symbole', 'Räume', 'Dekonstruktion', and 'Wahrnehmung'.

Dekonstruktion Identität Dekolonisierung Subalternität Repräsentation
Grenzregime Ungleichheiten Räume feministisch Maskulinismus
transnational Konflikt Kolonialismus performativ
Symbole Eurozentrismus Krieg Frieden Historizität Kritik Essentialisierung
Wissen Hegemonie Krieg Frieden Transformation
Othering Gender Gewalt postkolonial
Orientalismus Intersektionalität Migration Diskurse

Arbeitspapiere - Friedens- und Konfliktforschung

Herausgegeben vom Arbeitsbereich für Friedens- und Konfliktforschung am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin.

Im Rahmen der Arbeitspapiere - Friedens- und Konfliktforschung veröffentlicht der Arbeitsbereich die Ergebnisse laufender Forschungsprojekte, um den Austausch von Gedanken und die wissenschaftliche Debatte zu fördern. Die Aufnahme eines Papiers in die Working Paper Series schränkt eine spätere Veröffentlichung an einem anderen Ort nicht ein. Das Copyright liegt bei den Autor*innen.

Copyright dieser Ausgabe: Sven Chojnacki

Editierung: Niklas Balbon

Layout: Sven Chojnacki, Niklas Balbon

Sven Chojnacki 2020: Von der Idee zur wissenschaftlichen Arbeit Teil 1: K/Ein Forschungsprogramm. Arbeitspapiere - Friedens- und Konfliktforschung Nr. 1. Freie Universität Berlin, Arbeitsbereich Friedens- und Konfliktforschung, März 2020.

ISSN folgt

Arbeitsbereich Friedens- und Konfliktforschung

Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft

Freie Universität Berlin

Ihnenstraße 26

14195 Berlin

Deutschland

Telefon +49-30-838 52763

Fax: +49-30-838 52759

E-Mail: friedensforschung@fu-berlin.de

Web: www.polsoz.fu-berlin.de/frieden

Inhalt

| | |
|-----------------------------------------------------------------|----|
| Vorbemerkungen | 4 |
| 1. Statt einer Einleitung: Ausgangspunkte | 6 |
| 2. Von der Idee zum Exposé | 9 |
| 2.1 Problemstellung und Relevanz des gewählten Themas | 10 |
| 2.2 Stand der Forschung | 15 |
| 2.3 Fragestellungen/en | 17 |
| 2.4 Methodisches Vorgehen | 19 |
| 2.5 Arbeits- und Zeitplan | 22 |
| 2.6 Vorläufiges Gliederungsverzeichnis und Literaturverzeichnis | 24 |
| 3. Vom Exposé zur wissenschaftlichen Arbeit | 26 |
| 3.1 Einleitung: <i>Portal</i> und <i>Wegweiser</i> | 27 |
| 3.2 Hauptteil: das analytische Herzstück | 28 |
| 3.3 Schlussteil: mehr als eine Zusammenfassung | 30 |
| 3.4 Was sonst noch zu sagen ist | 31 |
| 4. Fragen und Antworten | 34 |
| 4.1 Sprache und Ausdruck | 34 |
| 4.2 Zitation und Literaturverzeichnis | 36 |
| 4.3 Plagiate | 37 |
| 4.4 Formatierung der Arbeit | 38 |
| 4.5 Deckblatt und Titel | 40 |
| 4.6 Umfang von Exposés und Arbeiten | 41 |
| 4.7 Letzte Fragen und Antworten | 42 |
| 5. Literaturverzeichnis | 44 |

Vorbemerkungen

Der vorliegende Text ist der erste Teil einer Reihe unter der gemeinsamen Überschrift „Von der Idee zur wissenschaftlichen Arbeit“.¹ Der vorliegende Text ist der erste Teil einer Reihe unter der gemeinsamen Überschrift „Von der Idee zur wissenschaftlichen Arbeit“.¹ Die einzelnen Beiträge der Reihe setzen sich sowohl mit den technischorganisatorischen Anforderungen als auch mit den erkenntnistheoretischen, begrifflichen und forschungsethischen Herausforderungen des wissenschaftlichen Arbeitens auseinander. Die Zielgruppe sind Student*innen² der Politikwissenschaft im Allgemeinen, der Friedens- und Konfliktforschung im Besonderen. Die Beiträge richten sich einerseits an Studierende, die am Anfang ihres Studiums eine Art Leitfaden für den Arbeits- und Forschungsprozess suchen. Da wir alle stetig Lernende sind und die (eigenen) Ansprüche mit der Semesterzahl wachsen, sollen die Texte andererseits auch all jene anregen und neugierig machen, die sich in einer fortgeschrittenen Phase ihres Studiums befinden. Tatsächlich sind viele Ideen und Inhalte in meinen Colloquien zum Verfassen von Bachelor- und Master-Arbeit entstanden.

Den Auftakt der Reihe macht der Beitrag „K/Ein Forschungsprogramm“. Vermittelt werden jene grundlegenden forschungspraktischen Aspekte, die sich von der Entwicklung einer Problemstellung bis hin zur finalen Formatierung des eigenen Textes ergeben: „Kein“ Forschungsprogramm, weil ich mit dem Text nicht den Weg anbieten kann und will; der Beitrag kann aber zu „einem“ Forschungsprogramm werden, wenn die vermittelten Inhalte als Anregungen zur individuellen Entwicklung eigener Forschungszugänge – im Sinne des Beschreitens eigener Wege – beitragen. Der daran anschließende zweite Teil „Methodologie und Methode“ bietet – in ergänzender Absicht – eine Auseinandersetzung mit methodologischen Grundpositionen sowie eine kritische Reflexion ausgewählter methodischer Vorgehensweisen, die unmittelbare Bestandteile von Arbeits- und Forschungsprozessen sind. Im dritten Teil „Theoretische Kontroversen und umkämpfte Begriffe“ werden relevante theoretische Debatten aufgegriffen und mit den politischen wie wissenschaftlichen Kämpfen um Begriffsbildungen verflochten.

Den ersten Teil der Reihe habe ich bewusst so gestaltet, dass er als quasi „geschlossenes Werk“ von Anfang bis Ende gelesen werden kann – aber nicht muss! Die Abschnitte funktionieren – hoffentlich – unabhängig voneinander und können in den verschiedenen Phasen des eigenen wissenschaftlichen Arbeitens auch getrennt voneinander erschlossen werden. Doch gleichwie der Text individuell inspiziert wird: ich wünsche allen viel Freude beim Lesen – und noch mehr beim eigenen Forschen!

1 Kritisches Feedback und konstruktive Anregungen sind zentrale Essenzen des wissenschaftlichen Arbeitens. In diesem Sinne danke ich den Teilnehmer*innen meiner Forschungscolloquien und Seminare der zurückliegenden Semester für unzählige Inspirationen sowie für die vielen Ermunterungen, dieses „Projekt“ umzusetzen. Darüber hinaus gilt mein besonderer Dank Andrea Schneiker, David Niebauer, Dominique Miething, Fabian Namberger, Gerdis Wischnath, Lucia Fuchs, Sophie Schlüter und Thomas Nielebock. Sie haben den Text mit ihren konstruktiven Kommentaren und wertvollen Hinweisen nicht nur qualitativ enorm bereichert, sondern auch dazu beigetragen, dass viele Teile nun lesbarer und somit – hoffentlich – verständlicher geschrieben sind.

2 Die Verwendung des Gender-Stars verweist sowohl auf die soziale/politische Konstruktion von Geschlecht als auch auf die Existenz vielfältiger Geschlechtsidentitäten jenseits der Binarität „weiblich/männlich“.

1. Statt einer Einleitung: Ausgangspunkte

Wissenschaftliches Arbeiten beginnt mit **Ideen** – und die beste Botschaft gleich vorab: wir alle haben Ideen! Manche Ideen setzen sich in wissenschaftlichen Diskursen durch und entwickeln sich gar zu umfassenderen Theorien (z.B. über Gerechtigkeit oder gesellschaftliche Konflikte). Ideen können aber – wie auch Theorien – aufgrund ihrer historischen, räumlichen und/oder inhaltlichen Spezifität auch wieder in Vergessenheit geraten oder verworfen werden. Andere Ideen sollen gar nicht selbst Theorie werden. Stattdessen wollen Forscher*innen bestimmte, für problematisch gehaltene gesellschaftliche Entwicklungen im Lichte von vorhandenen Theorien deuten und damit auf politische und/oder sozio-ökonomische Verwerfungen und normativ unvernünftige Entscheidungen aufmerksam machen. Wieder andere Ideen sind gefragt, um aus gesellschaftlichen Fehlentwicklungen zu lernen (u.a. Krieg, Rassismus, ökonomische Ungleichheit) und um nachhaltigere Perspektiven aufzuzeigen, die das gesellschaftliche Zusammenleben für uns alle menschenwürdiger machen.

Dass allerdings nicht alle unserer Ideen gerechtigkeits- oder friedenswirksame Effekte auf Gesellschaften haben, führen uns Entwicklungen wie die Erfindung der Atombombe schmerzlich vor Augen. Selbst wenn Persönlichkeiten aus dem Feld der Naturwissenschaften wie Albert Einstein oder Józef Rotblat die desaströsen Folgen ihrer eigenen Forschung für das nukleare Wettrüsten erkannten, sich zu den Gefahren von Nuklearwaffen öffentlich äußerten und sogar eine Reihe von Friedensinitiativen anstoßen konnten (siehe Bartosch u.a. 2016). Die militärischen Entwicklungen konnten sie jedoch nicht aufhalten. Doch wir müssen gar nicht mit dem Finger auf andere wissenschaftliche Disziplinen zeigen. Auch die Politikwissenschaft ist nicht frei von Verstrickungen. Sie werden deutlich und problematisch, wenn etwa die „herrschende Politik“ gezielt Forschungsergebnisse zum Verhältnis von „Frieden und Demokratie“ (Geis u.a. 2006) rhetorisch aufgreift oder feministische Position wie den Verweis auf die Unterdrückung bzw. die Rettung von Frauen für sich vereinnahmt (Nachtigall 2012) – und für die Legitimation militärischer Gewalt instrumentalisiert. Problematisch ist jedoch nicht allein die strategische Indienstnahme wissenschaftlicher Einsichten durch Dritte. Bereits den Logiken der eigenen Wissensproduktion wohnen bereits gewisse Formen der Gewalt³ inne. Daher sollten Wissenschaftler*innen wie Rezipient*innen stets mit bedenken, dass ein beträchtlicher Anteil unserer Begriffe, Theorien und Methoden in eurozentrische und koloniale Formen der Wissensproduktion verstrickt ist (Arndt/Ofuatey-Alazard 2011; Dhawan/Castro-Varela 2015). Geschichte, Herrschaftsverhältnisse wie auch die ambivalente Beziehung von Forschung zur Praxis konfrontieren uns folglich mit der Verantwortung für unser eigenes wissenschaftliches Tun. Das bedeutet dann ganz praktisch, dass wir bereits in frühen Phasen der Forschung reflektieren

3 Der Gewaltbegriff ist so schillernd wie umkämpft. Ich folge in diesem Text den Spuren eines „weiten“ Gewaltverständnisses. Dieses bindet Gewalt nicht einfach nur „eng“ an physische Gewaltanwendung, sondern integriert in theoretischer Absicht auch jene gesellschaftlichen Hierarchisierungen, asymmetrischen Machtpositionen und Ressourcenverteilungen (strukturelle Gewalt), die in Werten oder Ideologien verankert (kulturelle Gewalt) und durch symbolische Sinnzuschreibungen verinnerlicht wie verschleiert (symbolische Gewalt) werden sowie über Wissen und Wissenschaften perpetuiert und legitimiert werden (epistemische Gewalt). Für einen Überblick zu den Gewaltbegriffen und vertiefende Literaturhinweise siehe <https://blogs.fu-berlin.de/fkfkollektiv/glossary/gewalt-kontroverse/>

sollten, wie wir unsere Ideen umsetzen bzw. ob wir sie im Lichte einer verantwortungsbewussten Reflexion ihrer Folgen überhaupt weiterführen sollten.

Und dennoch: gerade **Ideenvielfalt** – und in diesem Sinne auch Theorien- und Methodenvielfalt – ist das Lebenselixier für eine offene, (selbst-)reflexive und kritische Wissenschaft. „Einförmigkeit“ dagegen lähmt nicht nur das kritische Potenzial, wie der Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend zu Recht bemerkt hat, sie „gefährdet auch die freie Entwicklung des Individuums“ (1986: 39). Da dies weder meine Absicht ist noch das Ziel der Wissenschaft sein kann, sollen die folgenden Zeilen dazu anregen, eigene Ideen zu formulieren und diese wissenschaftlich umzusetzen. Der Untertitel „K/Ein Forschungsprogramm“ ist somit doppelt programmatisch: Mein Anspruch ist es nicht, einen verbindlichen Forschungsplan anzubieten. Ausgehend von einer **pluralistischen Grundposition**, soll der Text vielmehr einen Beitrag dazu leisten, in der individuell konkreten Forschungspraxis – sei es eine Hausarbeit oder eine Abschlussarbeit – sowohl methodologische und theoretische als auch technische und formale Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitens zu reflektieren. Viele Pfade, die dabei mit diesem Text beschriftet werden, wirken möglicherweise auf den ersten Blick zu breit, zu schmal oder ohne klares Ziel. Dass wir sie dennoch beschreiten wollen, liegt aber ausdrücklich nicht daran, dass ich abschrecken will. Es soll vielmehr verdeutlicht werden, wie theoretisch facettenreich und methodisch vielfältig, aber eben mitunter auch beschwerlich und widersprüchlich, die Wege wissenschaftlicher Erkenntnisse sind. Und gerade deswegen: Ein von Paul Feyerabend empfohlener „heiterer Anarchismus“ hilft hier weitaus mehr als ein düsterer Dogmatismus, der „Objektivität“ und „Wahrheit“ verspricht, wo wir mit komplexen, widersprüchlichen und/oder unvorhergesehenen Entwicklungen konfrontiert sind.

Auf dem Weg von der ersten Idee bis zur vollendeten Forschungsarbeit gibt es daher trotz aller „Heiterkeit“ viele **Hürden** zu überwinden. Da wären neben der Themenfindung, die Vielzahl möglicher Wege, ein Thema zu bearbeiten. Schon die Auswahl des theoretischen Rahmens, die Akzentuierung der Problemstellung und Formulierung der Fragestellung werden dabei zu einer je spezifischen Art von Forschungsplan führen und verschiedene Aspekte des Untersuchungsgegenstandes in den Vorder- bzw. Hintergrund rücken lassen. Wenn sich viele eingeschlagene Pfade doch als (scheinbare) Sackgassen oder Irrgärten erweisen sollten, dann muss das nicht daran liegen, dass diese Wege falsch⁴ waren. Es kann auch einfach ein Zeichen dafür sein, dass theoretische Kontroversen oder empirische Kenntnisse zu diesem Zeitpunkt des wissenschaftlichen Arbeitens dem Vorhaben noch enge Grenzen setzen. Wobei der Forschungsprozess von der ersten Idee zur Forschungsarbeit dennoch stets auch so interpretiert werden sollte, die erkennbaren Grenzen zu verschieben und die theoretischen oder methodischen Hürden zu überwinden. Je klarer dabei die eigenen Überlegungen systematisiert und plausibilisiert werden, desto besser lassen sich die Widrigkeiten einschätzen.

4 „Falsch“ im engeren Sinne können ohnehin nur jene wissenschaftlichen Aussagen sein, die in Übernahme oder in Anlehnung an benennbare Theorien oder Methoden nicht der Intention der Verfasser*innen entsprechen. Sinnvoller wäre es daher, hier auf den Begriff der Plausibilität zurückzugreifen: Ein Forschungsansatz oder eine Argumentation kann mehr oder weniger plausibel sein.

Begünstigende Bedingungen für die erfolgreiche Umsetzung der eigenen Forschungsarbeit sind Begeisterung, Motivation und inhaltliche Kompetenzen. Doch so wichtig gerade auch Enthusiasmus und Idealismus sind, sie sollten im Forschungsprozess nicht blind machen für eine kritische Reflexion des Gegenstandes und die Plausibilität des eigenen theoretischen und methodischen Vorgehens. Genauso ist Vorsicht geboten vor Themenkonjunkturen: Ein in der Wissenschaft gerade kontrovers diskutiertes Problem mag zwar vordergründig attraktiv erscheinen, kann sich aber später als schwer zu „knackende Nuss“ herausstellen, wenn die Literaturlage schier unübersichtlich wird und wir uns in Forschungsdebatten zu verlieren drohen. Die „Kunst“ besteht darin, eine sinnvolle Abstimmung zwischen den eigenen Interessen (der Problem- und Fragestellung) und den Rahmenbedingungen wissenschaftlichen Arbeitens (u.a. Zeitplan, Debattenumfang, Reichweite der Argumentation und Datenlage) herzustellen. Dies sollte durchaus in dem Bewusstsein geschehen, dass Wissenschaft immer mit **Kämpfen um Deutungshoheit** verbunden ist, an denen wir selbst teilhaben und innerhalb derer wir eigene Deutungsangebote anbieten oder kreative Irritationen erzeugen können.⁵

Entsprechend wichtig ist es, den Stein überhaupt erst einmal ins Rollen zu bringen und die Forschungsarbeit als kontinuierlichen **Lernprozess** zu verstehen. Deshalb: Lasst euch auf ein Thema ein, folgt eurer Intuition und seid kreativ! Die Forschung lebt nicht zuletzt von Kontroversen und euren eigenen Überlegungen. Dazu gehören dann aber auch die Fähigkeit, mit Rückschlägen produktiv umzugehen, und die Bereitschaft, lieb gewonnene Fragestellungen, Forschungsziele und Gliederungen notfalls zu modifizieren oder ganz über Bord zu werfen. Eine wichtige Eigenheit des wissenschaftlichen Arbeitens besteht gerade darin, dass die Erkenntnisse nicht schon zu Beginn feststehen, sondern dass „Wissen“ im Forschungsprozess entwickelt und beständig reflektiert wird. Und: prinzipiell müssen natürlich Ideen und Theorien auch „scheitern“ können. Wenn die Forschung nicht das erwartete bzw. vermutete Ergebnis bringt, ist die Arbeit jedoch keineswegs missglückt. Vielmehr haben wir aus der Welt möglicher Erklärungen und Forschungsstrategien eine oder mehrere Variante/n ausgeschlossen – und im Erlernen von Methoden und Techniken wissenschaftlichen Arbeitens einige weitere Pfade beschritten, Hürden kennengelernt und wichtige Erfahrungen gesammelt.

Auch wenn dann die „Textproduktion“, also das Schreiben von kurzen Essays, Exzerpten, Hausarbeiten und Abschlussarbeiten, im Sammeln von Erfahrungen einen besonderen Stellenwert einnimmt, sollte gleichwohl überlegt werden, inwieweit diese „klassische“ Wissensproduktionsform über visuelle und gar künstlerische Diskurs- und Gestaltungsstrategien erweitert oder gar ersetzt werden kann. **Performative Ansätze** wie z.B. Kunst, Theater, Musik oder Sport können nicht nur in der politischen Praxis als Friedensstrategien zur Transformation gewaltförmiger Konflikte beitragen. Das gezielte Überscheitern von Disziplin- und Genre Grenzen (wie die Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst) kann auch in wissenschaftlichen Kon-

5 Innerhalb dieses Wissenschaftsverständnisses geht es dann letztlich auch nicht darum, letztgültige wissenschaftliche Gewissheiten zu entfalten, um gesellschaftliche Verhältnisse im Sinne „empirischer Gesetzmäßigkeiten“ zu erklären, sondern vielmehr darum, wissenschaftliche und gesellschaftliche Transformationsprozesse anzustoßen und Momente der Irritation zu erzeugen.

texten zu kreativen Interventionen führen und damit (politik-)wissenschaftliche Debatten und Kontroversen bereichern.⁶

Mit diesen Vorbemerkungen im Gepäck zielen die folgenden Abschnitte und Zeilen darauf, Pfade und Widrigkeiten des Forschens (neu) zu entdecken und sich selbst – vielleicht sogar in kritischer Abgrenzung von meinen eigenen Angeboten – ein eigenes Forschungsprogramm zu entwerfen, welches das wissenschaftliche Arbeiten erleichtert und hoffentlich auch bereichert. Dazu werden vielfältige (erkenntnis-)theoretische **Ausgangspunkte** gewählt und vorgestellt, die alles andere als Vollständigkeit beanspruchen können. Sie sollen aber zumindest andeuten, wie vielfältig und verschlungen die Pfade politikwissenschaftlicher Erkenntnis sind. Eine methodologische Vertiefung dieser Überlegungen findet sich im zweiten Teil dieser Reihe: „Methodologie und Methode“.

Zur besseren Illustration einzelner fachspezifischer Problemstellungen und den Möglichkeiten ihrer Umsetzung werde ich an verschiedenen Wegpunkten Überlegungen und Beispiele der Friedens- und Konfliktforschung aufgreifen und mit Debatten der Kritischen Migrationsforschung verbinden (u.a. Georgi 2013; Hess u.a. 2016). Der Themenkomplex um Migration und Gewalt eignet sich meines Erachtens nicht nur aufgrund der unmittelbaren gesellschaftspolitischen Relevanz, sondern auch, weil damit besondere forschungsstrategische Herausforderungen sichtbar gemacht werden können: analytische und normative (ethische) Perspektiven, fachspezifische Debatten und transdisziplinäre Diskussionen sowie methodologische, theoretische und methodische Anforderungen.

Dies alles wird begleitet von zahlreichen **Anregungen**: diese reichen von rein technischen und formalen Aspekten des wissenschaftlichen Arbeitens (u.a. Recherchestrategien, Zitationsweisen) über stärker prozessuale Schritte („Merkzettel“ für das eigene Forschen) bis hin zur Verknüpfung von theoretischen Perspektiven mit methodischen Zugängen. Verwoben wird dies immer wieder mit Reflexionen zu unserer Verantwortung als Forscher*innen: Mit der Anfertigung einer wissenschaftlichen Arbeit wird eben nicht nur individuelles Wissen hervorgebracht, um dafür eine „Note“ im Studium zu erhalten oder um einen Artikel in einer (renommierten) Zeitschrift unterbringen zu können. Wissensproduktion ist immer schon in gesellschaftliche und wissenschaftliche „Kontexte“ eingebettet und wirkt auf diese – und als Politikwissenschaftler*innen wissen wir, dass diese „Kontexte“ immer schon als Herrschafts- und Machtverhältnisse zu deuten sind, in die wir selbst auf unterschiedlichste Weisen verstrickt sind.

2. Von der Idee zum Exposé

Um eine möglichst genaue Übersicht über die Art, Entfernung und Fallhöhe der Hindernisse zu bekommen, brauchen wissenschaftliche Arbeiten eine gute Orientierung im Sinne eines umsetzbaren und nachvollziehbaren Forschungsplans. Ich kann mit diesem Text zwar keine

⁶ Siehe dazu exemplarisch eine Reihe studentischer Beiträge, die auf unterschiedliche Weisen performative Strategien integrieren: <https://blogs.fu-berlin.de/fkfkollektiv/atelier/>

letzten Gewissheiten anbieten, wohl aber einige wichtige Orientierungspunkte sichtbar machen, mit deren Hilfe das eigene Vorhaben an Systematik und Plausibilität gewinnt. Ein wichtiger Schritt auf diesem Wege ist die nachvollziehbare Entfaltung des Forschungsablaufs in Form eines **Exposés** bzw. eines **Forschungsdesigns**.⁷ Formal und forschungsstrategisch ist ein Exposé/Forschungsdesign ein modellhafter Entwurf und zentraler Zwischenschritt im Forschungsprozess, der die Problem- und Fragestellung sowie die Ziele der Arbeit festlegt, über das theoretische und methodische Vorgehen reflektiert und die einzelnen Arbeitsschritte aufeinander abstimmt, um so letztlich sowohl Klarheit über eine sinnvolle innere Struktur zu schaffen – und damit eigene Sicherheit zu gewinnen – als auch eine Grundlage für kritisches Feedback zu bieten (vgl. dazu einleitend auch Alemann 2001; Gschwend/Schimmelfennig 2007).

So konstitutiv das analytische Durchdringen der gewählten Thematik und das Verfassen eines Exposés dann im Forschungsprozess sind, so wichtig ist jedoch auch, dass sich Forscher*innen nicht in schier unendlichen „Exposé-Schleifen“ verlieren (im Sinne eines fortlaufenden „Perfektionierens“ eines Forschungsdesigns), sondern baldmöglichst im Lichte eigener **Reflexion** oder von Kommentaren durch Dritte (Kommiliton*innen, Dozierende) in den Forschungs- und Schreibprozess der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit eintauchen. Entsprechend sollten die Beratungs- und Betreuungsangebote der Lehrenden genutzt werden: Wissenschaft ist immer auch ein Ideenaustausch und Interaktionsprozess – und kein „Dämmern“ in den eigenen vier Wänden oder isoliertes Klettern an einer alpinen Steilwand (was nicht ausschließt, sich zumindest phasenweise auch einmal unter einem Berg an Literatur einzugraben). Das Exposé ist dabei nur die professionelle und verschriftlichte Form dessen, was ohnehin gemacht werden muss: das Thema reflektieren und kommunizieren! Dazu bietet es sich an, Fragestellung/en und Lösungsansätze im fachfremden Bekannten- und Verwandtenkreis zur Sprache zu bringen und sich der Kritik anderer auszusetzen. Die eigenen Ideen zu verteidigen, ist selbst eine sinnvolle Erfahrung, um zu prüfen, wie gut die Fragestellung, Ansätze und Vorgehensweisen durchdacht sind und wie „wasserdicht“ die Argumentation ist. Dazu sollte das Exposé freilich selbst schon eine gewisse argumentative (Text-)Struktur besitzen und nicht allein eine Zusammenschau bisheriger Überlegungen und möglicher Fragestellungen (re-)präsentieren. Im Folgenden werden die wesentlichen Eckpunkte eines Exposés in einem ersten Merktzettel noch einmal zusammengeführt.

Weitere wichtige inhaltliche Eckpunkte sind in dieser Phase erstens die **Reflexion**, wie sich die eigene Idee/Thematik innerhalb der Politikwissenschaft verorten lässt (auch im Verhältnis und in Abgrenzung zu anderen wissenschaftlichen Forschungsgebieten). Entsprechend ist immer auch zu begründen, was die eigene Problem- und Fragestellung mit der Politikwissenschaft zu tun hat und welche spezifischeren Debatten adressiert werden; dies erleichtert es auch, im weiteren Verlauf (vor allem im Fazit) den spezifischen Beitrag der eigenen Arbeit zu bestehenden

⁷ Ich verwende die Begriffe Exposé und Forschungsdesign in diesem Text synonym. Die in der Lehrpraxis auch verwendeten Begriffe der „Ideenskizze“ oder „Forschungsskizze“ verweisen dagegen auf eine „Vorstufe“ zum eigentlichen Exposé, mit deren Hilfe erste (alternative) Ideen zu Problem- und Fragestellungen festgehalten und in Bezug zu theoretischen und methodischen Umsetzungsmöglichkeiten gesetzt werden.

Debatten zu formulieren. Zweitens sollte diese Phase davon geprägt sein, die wissenschaftlichen Beiträge bzw. themenspezifischen Artikel zu **recherchieren** – und zwar nicht allein über Online-Recherchen, sondern auch in den Bücher- und Zeitschriftenbeständen von Bibliotheken: Wer sein Glück allein online sucht, wird viele relevante und interessante wissenschaftliche Texte nie zu Gesicht bekommen; umgekehrt gilt jedoch auch, dass viele, oft nur digital verfügbare Texte und Working Papers (z.B. auf den Webseiten politischer Stiftungen oder von spezielleren Forschungseinrichtungen) erst durch gezielte Online-Recherchen entdeckt werden.⁸ Für jede Form der Literatur gilt freilich die Regel der sorgfältigen Prüfung ihrer Herkunft und ihrer Zuverlässigkeit. Das bedeutet drittens, sich möglichst frühzeitig einen guten **Überblick** sowohl über die fach- und themenspezifischen Zeitschriften als auch über die Forschungslandschaft jenseits universitärer Arbeitsbereiche zu verschaffen. Wer beispielsweise zur Analyse von Konflikt- und Migrationsprozessen eine explizit feministische und genderanalytische Perspektive einnimmt, dabei aber die Diskussionen in der Zeitschrift „Femina Politica“ nicht zur Kenntnis nimmt und reflektiert, wird schnell am aktuellen Forschungsstand „vorbei“ schreiben.

Merkzettel 1:

Eckpunkte eines Exposé (durchaus im Sinne einer Gliederung)

- Problemstellung / Erkenntnisinteresse / Relevanz des gewählten Themas
- Stand der Forschung (Aufzeigen und Differenzierung relevanter Debattenlinien)
- Fragestellung (räumliche, zeitliche und/oder funktionale, sektorale Eingrenzung)
- theoretisches / methodisches Vorgehen und Materialzugang
- Arbeits- und Zeitplan (mit realistischer Selbsteinschätzung)
- vorläufiges Inhaltsverzeichnis (evtl. mit Überlegungen zur inhaltlichen Argumentation)
- Fragen/Probleme, die sich im Forschungsprozess bislang ergeben haben
- vorläufiges Literaturverzeichnis (bereits in der Formatierung, die später genutzt wird)

2.1 Problemstellung und Relevanz

Die Entwicklung und Formulierung der **Problemstellung** steht am Anfang wissenschaftlichen Arbeitens. Problemstellungen reflektieren das Wundern, Zweifeln oder Rätseln über gesellschaftliche Herausforderungen, politische Entscheidungen oder auch theoretische Widersprüche. Sie sind das Lebenselixier der Wissenschaft, reflektieren den Ideenanstoß zur Forschung und legen fest, zu welchen Forschungsproblemen in welchem Teilbereich der Politikwissenschaft thematisch geforscht wird und welchen theoretischen und methodischen Zugängen gefolgt werden soll. Folgerichtig besteht der erste Schritt des eigenen wissenschaftlichen Schaf-

⁸ Eher irreführend ist dabei der häufig anzutreffende Begriff der „grauen Literatur“. Gemeint sind vielfältige Quellen wie Working Paper, Forschungsberichte oder auch Blog-Einträge, die nicht von Verlagen publiziert worden sind (und keine ISSN-Nummer für Zeitschriften bzw. ISBN-Nummer für Bücher aufweisen). Dabei sind viele dieser Quellen für spezialisierte und wenig gut beforschte Themen erst das Salz in der Suppe. Ich schlage daher vor, eher von „bunter Literatur“ zu sprechen, die nicht-kommerzielle Texte bzw. nicht-verlagsmäßig herausgegebene Schriften ausdrücklich mit einschließt.

fens darin, zu umreißen, worin zum einen die Ausgangspunkte und der Erklärungsbedarf des (Einzel-)Phänomens liegen und wie weit zum anderen die Ausläufer des identifizierten Problems reichen.

Bereits mit diesem Schritt erfolgt eine erste Abgrenzung und Vorstrukturierung des Forschungsgegenstandes, die Hinweise auf die **wissenschaftliche und politische Relevanz** des Themas enthalten sollten. Reflektiert werden sollte zu diesem (frühen) Zeitpunkt auch die eigene wissenschaftstheoretische bzw. methodologische Position⁹, innerhalb derer Vorentscheidungen getroffen werden, die zu Pfadabhängigkeiten hinsichtlich des weiteren theoretischen und methodischen Vorgehens führen. Dazu ein vertiefendes Beispiel: Wer eine Problemstellung zu den gewaltvollen Dynamiken der Migration innerhalb Europas nur im Lichte materieller Faktoren und des „methodologischen Nationalismus“ analysiert (und dabei den territorial gebundenen Nationalstaat als zentralen Akteur verabsolutiert), wird schwerlich jene transnationalen Prozesse und Diskurse durchdringen, die unterhalb oder jenseits dieser Grenzziehungen verlaufen und/oder Migrant*innen als eigenständige, handlungsmächtige Subjekte verstehen.¹⁰ Während dann im ersten Falle eher ein rein analytisches **Erkenntnisinteresse** im Vordergrund stehen dürfte (verstehen/erklären von vermuteten kausalen Zusammenhängen), verweist die zweite Problemstellung auf ein stärker normatives Erkenntnisinteresse, mit dessen Hilfe als problematisch identifizierte politische Entwicklungen und/oder (inner-)wissenschaftliche Diskurse analytisch offengelegt und normativ orientiert gedeutet werden sollen. Daher: die Offenlegung der eigenen theoretischen Position (und normativen Prämissen) sollte mit der Formulierung der Problemstellung bzw. der Formulierung der Erkenntnisinteressen auch sichtbar werden. Welche Probleme wir für gewichtig erachten, wie wir bestimmte Phänomene definieren (u.a. Konflikt, Gewalt, Macht) und gesellschaftliche Zusammenhänge interpretieren, ist eben immer abhängig von unserer wissenschaftstheoretischen Position bzw. unserem Wissenschaftsverständnis (siehe dazu ausführlich den zweiten Teil dieser Reihe: „Methodologien und Methoden“).

Doch wie entdecke und formuliere ich meine Problemstellung? Einige konflikttheoretische und friedenspolitische Problemstellungen ergeben sich ganz offensichtlich aus der Beobachtung politischer Missstände oder Widersprüche: dazu zählen beispielsweise das Spannungsverhältnis zwischen den Dynamiken der Migration („doing migration“) und den Diskursen

⁹ Während mit dem Begriff der „Wissenschaftstheorie“ innerhalb von Philosophie und Sozialwissenschaften meist auf die Voraussetzungen, Logiken und Formen des Erkenntnisgewinns verwiesen wird, steht „Methodologie“ für jene wissenschaftlichen Grundhaltungen, die die Regeln und Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens festlegen. Somit ist auch klar, dass es hier keine klare begriffliche Trennlinie gibt, da wissenschaftstheoretische Vorentscheidungen über die möglichen Wege des Erkenntniszugangs immer auch methodische Implikationen haben.

¹⁰ „Methodologischer Nationalismus“ verweist auf eine wissenschaftliche Position, die Nationalstaaten als abgrenzbare, unabhängige und relativ homogene Einheiten versteht, die quasi die Quintessenz des Politischen (und des Forschens darüber) konstituieren. Siehe zu den Fallstricken des „methodologischen Nationalismus“ grundlegend Wimmer/Glick-Schiller (2002). Einen Überblick zu den hier im Text diskutierten theoretischen und methodischen Herausforderungen der Migrationsforschung bieten Hess et al. (2016) sowie die Transit Migration Forschungsgruppe (2007).

und Praktiken der sicherheitspolitischen Kontrolle („doing borders“) oder auch – noch etwas fokussierter – die Zusammenhänge zwischen der Versicherheitlichung von Migration und der Kriminalisierung der Seenotrettung. Andere Problemstellungen wiederum ergeben sich aus einem eher fallorientierten Interesse (wie lässt sich die Eskalation oder Deeskalation von Gewalt in einem definierten räumlichen Kontext verstehen bzw. erklären?). Wieder andere Themenstellungen sind stärker theorieorientiert (Theorie als Interpretationsrahmen für identifizierte Probleme, Interesse an der Weiterentwicklung von Theorie/n im Lichte veränderter gesellschaftlicher Problemlagen).

Merkzettel 2:

Problemstellung und Relevanz des Themas

- Welche politische und/oder wissenschaftliche Relevanz hat meine Problemstellung?
- Habe ich die Relevanz des Problems/Themas und meine Erkenntnisinteressen plausibel und nachvollziehbar begründet?
- Erfolgt eine erste, sprachlich verständliche und nachvollziehbare Abgrenzung und (theoretische wie methodische) Ordnung des Gegenstandsbereiches?
- Wie verhalten sich methodologische Grundposition und Problemstellung zueinander?
- Passen die Auswahl der Problemstellung und die individuellen Forschungsbedingungen zusammen?

Die normative Position von **Kritik** öffnet dabei nicht nur die Blicke für eine Vielzahl von gesellschaftlichen Missständen, sondern fordert zugleich auf, eigene Position/en zu beziehen und einzelne Dimensionen zu differenzieren (vgl. Ploder 2013): So lassen sich innerhalb von **Gesellschaftskritik** Problemstellungen identifizieren, die auf problematische gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen verweisen. **Ideologiekritik** wiederum zielt auf eine kritisch-reflexive Grundhaltung gegenüber dominanten Theorien, Methoden und Praxen der Forschung und verweist auf die Verantwortung gerade auch akademischer Wissensproduktion für die Situation der „Beforschten“. Das Problem der Re-Produktion vergeschlechtlichender, rassifizierender und kulturalisierender Zuschreibungen in der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis wiederum verweist auf die Notwendigkeit von **Forschungskritik**. Mit Hilfe von **Interdependenzkritik** schließlich lassen sich die Wechselwirkungen zwischen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Forschungsdiskursen problematisieren und hinterfragen (u.a. Theorienmissbrauch durch die Politik, epistemische Gewalt¹¹ seitens der Wissenschaft).

Auch wenn wir in einer Blitzumfrage sicherlich vielfältige gewalt- und konfliktspezifische Probleme in unserer Gesellschaft benennen könnten, oft fällt es doch schwer, im individuellen Forschungsprozess die eigene Problemstellung zu benennen. Daher bietet der folgende Merk-

¹¹ Mit dem Begriff der „epistemischen Gewalt“ wollen postkoloniale Theorieperspektiven sichtbar machen, dass Gewaltverhältnisse nicht allein in Bezug auf materielle Herrschaftsbedingungen (strukturelle, institutionelle, kulturelle Gewalt) und handlungsorientierte Konfliktbearbeitungsstrategien (direkte Gewalt) gedacht werden können, sondern dass Gewalt im Wissen selbst bzw. in den Formen und Hierarchien der Wissensproduktion angelegt ist (siehe dazu grundlegend Brunner 2016).

zettel verschiedene Strategien der Problemformulierung an, die einen Orientierungsrahmen und Anregungen für das eigene Vorhaben bieten sollen – und durchaus mehrere Unterpunkte umfassen können.

Merkzettel 3:

Orientierungspunkte und Themen- und Problemfindung¹

- Zweifel an der Legitimität bestimmter politischer Entscheidungen oder an der gewaltvollen Verstrickung von Herrschaft und Wissenschaft selbst (Kritik/Zweifel)²
- Aufdeckung/Hinterfragung politischer Missstände (Skandalisierung)
- Infragestellung bzw. kritische Reflexion von vermeintlichen Selbstverständlichkeiten oder vergessenen Themen/Zusammenhängen (Dekonstruktion)
- Identifikation von (scheinbar) „neuen“ oder bisher nicht beachteten empirischen Problemen sowie von theoretischen oder methodischen Forschungslücken (Neuheiten)
- Irritierende empirische Beobachtungen, die sich mit theoretischem Wissen nicht erklären lassen und zur Modifikation oder (Neu-)Entwicklung von Theorien führen (Rätsel)
- Vergleich von Theorien anhand von konkreten empirischen Problemen zur Einschätzung ihrer Erklärungskraft und Reichweite (Theorienkonkurrenz)
- Aufdeckung von Lücken und strukturellen Defekten bestimmter Theorien sowie begrifflich-analytische Ansätze zur Revision (Theoriendefekt)
- Übertragung von theoretischen Ansätzen/Hypothesen auf andere/neue Forschungsbereiche oder Übersetzung in die politische Praxis (Theorientransfer)
- Kritik des ideologischen Missbrauchs von Theorien (Theorienmissbrauch/Ideologiekritik)

1 Die skizzenhafte Auflistung reflektiert eine punktuelle Erweiterung des ausführlichen Überblickes von Gunther Hellmann 2004: Strategien der Problemformulierung, in: PolitikON – Politikwissenschaft online: Modul Theorien der Internationalen Beziehungen, Lehreinheit 3: Methoden der Internationalen Beziehungen, www.politikon.org.

2 Siehe dazu u.a. Johannes Agnoli: Während die „kritische Politikwissenschaft“ bislang (lediglich) dazu beigetragen habe, die Brüche im gesellschaftlichen System (zwischen Normen und „Wirklichkeit“) aufzudecken und die „Trennung vom Schein der Werte und dem Sein der Macht“ zu entlarven (Agnoli 1989: 16-17), müsse sie vielmehr auch beständige „Kritik der Politik“ sein – in dem Sinne, stets auch ihren „herrschaftssichernden Charakter“ zu hinterfragen (Agnoli 1989: 20) und das Ziel der Emanzipation nicht nur wissenschaftlich reflektierend, sondern praktisch handelnd zu verfolgen.

So wie die Kritikperspektiven dann einerseits Ausgangspunkte für die Entwicklung von Problemstellungen bieten können, zeigen sie andererseits an, dass kritische (Politik-)Wissenschaft eine eigene Positionierung in Bezug auf normativ wie theoretisch begründete Missstände und Fehlentwicklungen einfordert. In diesem Sinne bieten beispielsweise post- und dekoloniale Ansätze eine Perspektive, die materiellen und diskursiven Kontinuitäten von Kolonialismus und kolonialistischen Ideologien (u.a. Eurozentrismus, othering-Prozesse) aufzuzeigen. Dies mündet zugleich in eine systematische Herrschaftskritik, welche die eigene Sprecher*innenposition reflektiert und bestrebt ist, Räume zu schaffen, in denen marginalisierte Individuen und Gruppen gehört werden (siehe grundlegend Castro Varela/Dhawan 2015; Ziai 2016).

Probleme können folglich auf verschiedene Weise gefunden und aus unterschiedlichen individuellen Motivationen heraus entdeckt werden. Zwar bieten sich dann für einzelne Strategien der Problemformulierung bestimmte theoretische und methodische Bearbeitungsformen an, die entsprechend mit reflektiert werden sollten. Die genaue Festlegung erfolgt jedoch erst später im Forschungsprozess, wenn auch der Forschungsstand hinreichend durchdrungen wurde und Entscheidungen zum weiteren Vorgehen getroffen werden können. Dennoch sollte die Problemstellung bereits am Anfang des Forschungsprozesses möglichst klar umrissen werden; umgekehrt sollten aber auch keine unnötigen Hürden aufgetürmt werden, die den kritischen Blick allzu sehr einengen. Die Aktualität von politischen Entwicklungen kann zwar die Motivation für ein Forschungsfeld steigern, birgt aber das doppelte Problem der Materialbeschaffung und der Anknüpfung an theoretische Debatten. Abzuklären und zu reflektieren sind daher schon in dieser Phase die zeitlichen und inhaltlichen Anforderungen an das identifizierte Thema.

2.2 Stand der Forschung

Wenn der Problembereich in einer ersten Annäherung abgesteckt ist, sollte im nächsten Schritt der **Stand der Forschung** im Sinne einer Sichtung und Analyse der relevanten Literatur systematisch erfasst und geordnet werden. Dies dient gleich mehreren Zielen: erstens der Einarbeitung und ersten Auseinandersetzung mit den politischen/wissenschaftlichen Problemen und Kontroversen, zweitens der Aufdeckung der zentralen theoretischen und methodischen Positionen im Forschungsfeld, drittens der Ordnung des Forschungsstands, viertens der Klärung des möglichen Arbeitsaufwands innerhalb der ausgewählten Problematik sowie fünftens der Identifikation von möglichen Forschungslücken. Wichtig ist, dass der Forschungsstand nicht nur additiv als Selbstzweck aufbereitet wird, sondern aus der gewählten Problemstellung den Weg hin zu den Forschungszielen und zur Präzisierung der Fragestellung/en leitet. Dazu bietet es sich an, die identifizierten Debatten nach Themen, Forschungsrichtungen oder Ergebnissen zu Clustern zusammenzufassen und im Sinne dieser **Ordnung** auch zu diskutieren (z.B. „innerhalb der Kritischen Migrationsforschung lassen sich drei/vier/fünf zentrale Debattenstränge identifizieren, die für meine Problemstellung relevant sind“).

Sowohl die bewusste **Auswahl** von relevanten Beiträgen (u.a. Artikel, Monographien, Dokumente) als auch eine plausible **Strukturierung** von Forschungsdebatten signalisiert dann zugleich, dass nicht alle verfügbaren Quellen gelesen und berücksichtigt werden müssen, die das Thema berühren oder streifen. Wichtiger wäre es, eine bewusste und begründete Auswahl und Ordnung herbeizuführen, die gleichermaßen ältere wie jüngere Beiträge, bestätigende wie konkurrierende Perspektiven oder bekanntere wie unbekanntere Werke einschließt. Die **Entscheidung**, welche Literatur letztlich relevant ist, kann uns freilich nicht abgenommen werden, sie lässt sich aber entlang der eigenen Erkenntnisinteressen, ihrer Verfügbarkeit (in Bibliotheken oder Online-Datenbanken) sowie der vertieften Einblicke in die wissenschaftlichen Debatten und der zu begründenden Relevanz einzelner Autor*innen für die eigene Forschung möglichst nachvollziehbar re-konstruieren.

Letztlich dient dieser Schritt dann nicht nur zur Klärung der Frage, welche Konzepte bislang von anderen Wissenschaftler*innen benutzt wurden, um sich dem eigenen Forschungsgegenstand zu nähern, sondern er trägt auch zur kritischen Überprüfung theoretischer und/oder methodischer **Debatten** sowie zur Identifikation von relevanten **Lücken** in der Forschungslandschaft bei. Wer dabei an der Entwicklung/Formulierung von Hypothesen interessiert ist, kann überhaupt erst aufbauend auf dem bisherigen theoretischen und empirischen Forschungsstand sinnvolle Entscheidungen treffen. Und nebenbei bemerkt: Je intensiver wir in den Forschungsstand eintauchen und je stärker die eigene Systematisierungsleistung ist, desto leichter wird es uns fallen, die eigene Fragestellung zu verfeinern, einzuordnen und – quasi als eigenen Beitrag zur Forschung – von bisherigen Studien und Erkenntnissen abzugrenzen. Ein weiterer Nebeneffekt besteht darin, dass das bereits erarbeitete, verschriftlichte Material im Verlauf der Ausarbeitung des Forschungsprozesses weiter genutzt werden kann.

Merkzettel 4:

Erschließung und Einordnung des Forschungsstandes

- **Orientierung:** Habe ich die relevanten (Forschungs-)Debatten zu meiner Problemstellung erfasst und mich gut in die Thematik eingearbeitet?
- **Systematisierung:** Wie lässt sich der Forschungsstand anordnen? welche Debattenstränge lassen sich identifizieren bzw. differenzieren?
- **Originalität:** Lassen sich möglicherweise Forschungslücken identifizieren, die für meine eigene Untersuchung relevant sind? Kann ich einen eigenen Beitrag zu Debatten leisten?

Dass dann je nach **Studienverlauf** noch nicht alle theoretischen Debatten und empirischen Erkenntnisse bekannt sind und bis in den letzten Winkel durchdrungen werden können, sollte aus Sicht der Betreuer*innen als Selbstverständlichkeit anerkannt sein – und auch entsprechend kommuniziert werden. „Wissenschaft machen“ ist stets auch produktiver Prozess. Mit zunehmender Semesterzahl sollten daher Wissen und Verständnis über existierende Forschungsergebnisse ansteigen. Und dennoch: Da auch viele Forscher*innen ständig „Wissenschaft machen“, bleibt Wissenschaft ein stets lebendiger, offener diskursiver Prozess, dessen Richtungen und Verästelungen selbst für „Expert*innen“ oft nur schwer zu verfolgen sind. Wenn wir daher mit aktuelleren Ansätzen oder eigenen Überlegungen auf Unverständnis bei Betreuer*innen stoßen sollten, kann dies schlicht an deren thematischer Unwissenheit liegen. Erforderlich ist dann zusätzliche Überzeugungskraft (z.B. indem zusammen mit dem Exposé einige zentrale Begleittexte eingereicht werden, die für das Verständnis der Problemstellung besonders relevant sind). Wer mit Hilfe eines Exposés in systematisierender, plausibilisierender und nachvollziehbarer Art und Weise den Forschungsstand skizziert, dürfte auch und gerade in wissenschaftlichen Diskursen (wie einem Colloquium oder einem Sprechstundentermin) an Überzeugungskraft gewinnen.

Und noch zwei Tipps zur Präsentation des Forschungsstands im Exposé: Erstens hilft es meist weniger, wenn in additiver, spiegelstrichartiger Form verschiedene Debatten einfach nur benannt werden. Stattdessen sollte bereits argumentativ und sprachlich sichtbar werden, warum

diese für die Bearbeitung der Problemstellung relevant sind und welche inhaltlichen Querbezüge es gibt. Zweitens hat der „Forschungsstand“ zwar einen prominenten Stellenwert im Exposé bzw. in der Präsentation des Forschungsdesigns. Im Gegensatz zu anderen Einführungen (und auch Kolleg*innen) empfehle ich jedoch, einen solchen Abschnitt nicht in die Gliederung der eigentlichen Arbeit zu übernehmen (Hausarbeit, Abschlussarbeit). Sinnvoller erscheint es mir, den identifizierten Forschungsstand für die Begründung der Problemstellung (in der Einleitung) und die Entwicklung des theoretischen Rahmens (in einem Folgekapitel zu den „begrifflichen und theoretischen Grundlagen“) zu nutzen. Dies zwingt uns zudem, noch einmal zu reflektieren, welche Aspekte des Forschungsstands wir letztlich zur Beantwortung der Fragestellung heranziehen wollen.

2.3 Fragestellung/en

Die Entwicklung und Präzisierung der eigenen **Fragestellung/en** ist eine zentrale Weggabelung und das eigentliche Herzstück jeder wissenschaftlichen Arbeit – und gleichzeitig mit den größten Mühen einer präzisierenden Formulierung verbunden. Sie weist den eigentlichen theoretischen und methodischen Weg der Forschungsarbeit und zwingt zur Festlegung auf essentielle Konzepte, Begriffe und Annahmen; dabei sollten jedoch (Vor-)Annahmen bzw. Axiome nicht mit Hypothesen¹² verwechselt werden. Weil zu breit angelegte Fragestellungen oft „wolkige“ Ergebnisse produzieren, ist eine klare Ab- bzw. Eingrenzung und eindeutige, nachvollziehbare Formulierung der Fragestellung/en ein wesentlicher Schritt im Forschungsprozess (vgl. u.a. Geddes 2003). Sinnvoll kann es entsprechend sein, große Fragen (z.B. warum kommt es zu Kriegen? welcher Zusammenhang besteht zwischen der Dauer von Kriegen und den Dynamiken der Migration?) in Teilfragen zu zerlegen und die eigene Forschung auf bestimmte räumliche oder zeitliche Aspekte zu begrenzen. Dies sollte aber wiederum nicht dazu führen, der zentralen Fragestellung eine Ansammlung von „Kettenfragen“ folgen zu lassen (mehrere „Fragesätze“ hintereinander). Das Zerlegen in Teilfragen dient vielmehr der systematisierenden Eingrenzung der Reichweite der Fragestellung, nicht dem Aufmachen immer weiterer „neuer Fässer“. Im konkreten Fall der übergeordneten Frage „wie kommt es zu Kriegen?“ wäre es beispielsweise denkbar, einen theoretischen Ansatzpunkt oder mehrere Teilaspekte, die in der Forschungsliteratur angeboten werden, auf einen konkreten Fall anzuwenden („welchen Beitrag leistet Theorie XYZ zum Verständnis der Gewalteskalation?“ oder „welche Funktionen haben identitäre und geschlechtliche Zuschreibungen in den Diskursen der Gewaltlegitimationen und/oder den Praktiken der Gewaltanwendung?“).

Das Spektrum der **W-Fragen** bietet dabei von beschreibenden Aspekten (wer, was, wann, wo?) über prozessorientierte und verstehende Perspektiven (wie, inwieweit?) bis hin zu erklärenden Elementen (warum?) verschiedene Hilfen und Wege, um das selbst definierte Ziel zu erreichen. Aus meiner eigenen Erfahrung hat es sich dabei als hilfreich erwiesen, im Rahmen der Fragestellung zwischen den eher deskriptiven Bestandteilen und eigentlich analytischen, theoretisch

¹² Jede Arbeit hat eine (oder mehrere) Fragestellungen, aber nicht jede Forschungsarbeit braucht Hypothesen. Hypothesen sind theoretisch abgeleitete Vermutungen bzw. Behauptungen über die Beziehung zwischen Variablen („je... desto“, „wenn... dann“).

orientierten Interessen der Problemstellung zu unterscheiden: Wer etwa im Kontext von Migrationspolitiken danach fragt, welche (nicht-)staatlichen Akteur*innen auf welchen Ebenen und zu welchen Zeitpunkten welche Politikentscheidungen getroffen und umgesetzt haben, bewegt sich noch im deskriptiven Bereich. Erst mit dem Verweis auf die Problematik, welche Funktionen dies mit Bezug auf Herrschaftskonflikte und hegemoniale Aushandlungskämpfe hat oder welche gewaltvollen Konsequenzen sich daraus für Migrant*innen innerhalb variierender Raumkonstellationen ergeben, gewinnt die Fragestellung an analytischem Gehalt und theoretischer Orientierung. Eine weitere Strategie kann darin bestehen, in Verbindung mit der Fragestellung eine oder mehrere (Arbeits-)Hypothesen über vermutete (kausale) Zusammenhänge zu entwickeln. Fragestellungen können dann selbstverständlich im Forschungsprozess modifiziert werden, sollten aber nicht den Ergebnissen angepasst werden!

Merkzettel 5:

Entwicklung und Eingrenzung der Fragestellung

Ist meine Forschungsfrage wirklich ein Forschungsproblem?

- Ist die Fragestellung sinnvoll eingegrenzt (u.a. räumlich, zeitlich, funktional, sektoral) und eignet sie sich für empirische und/oder theoretische Untersuchungen?
- Sind Formulierung und Eingrenzung der Fragestellung verständlich und nachvollziehbar?
- Welche Theorien und Begriffe sind für die Beantwortung der Frage relevant?
- Sollen Arbeitshypothesen (über Zusammenhänge und Ergebnisse) formuliert werden?
- Bei hypothesengeleiteter Forschung: Stimmen Frage/n und Hypothese/n überein?

Im Kontext von **fallorientierter Forschung** sollte aus der gewählten Fragestellung dann auch klar hervorgehen, ob sich das eigene Erkenntnisinteresse auf die spezifischen Ausprägungen des Falles richtet (intrinsische Fallstudie) – oder ob der Fall bzw. die Fälle dazu genutzt werden soll/en, theoretische Argumente zu bestätigen, zu widerlegen oder zu entwickeln (instrumentelle Fallstudie). Gleichmaßen notwendig ist es dann, im Hinblick auf die Fragestellung den Fall bzw. die darauf bezogene Analyseeinheit sowie die damit verbundene räumliche und zeitliche Eingrenzung genauer zu bestimmen. Wer sich beispielweise dafür interessiert, wie Migration, Raum und Gewalt miteinander verwoben sind, und danach fragt, welche gewaltvollen Räume durch Diskurse und/oder Praktiken der Migrationskontrolle entstehen, sollte vorab erstens klären, ob Grenzen lediglich innerhalb staatszentrierter Perspektiven konzeptualisiert werden (methodologischer Nationalismus) oder ob ein dynamischeres Verständnis der Konstruktion (fluider) Grenzräume verfolgt wird. Zweitens wäre zu reflektieren, entlang welcher Skalierungen (bzw. Analyseebenen) die Untersuchung erfolgen soll: auf der mikroanalytischen Ebene lokaler Grenzräume (z.B. Geflüchtetenunterkünfte, Orte von Grenzübertritten), auf der Mesoebene (u.a. transnationale Dynamiken, nationalstaatliche Migrationspolitiken) oder auf der Makroebene (z.B. EUropäisches Grenzregime) – und wie diese Dimensionen forschungsstrategisch miteinander verknüpft werden. Während sich dabei ein eher konventionelles, orthodoxes **Fallverständnis** an eng umrissenen Analyseeinheiten orientiert (u.a. Städte, Organisationen, Regionen, Staaten), orientieren sich konstruktivistische Forschungsarbeiten stärker an

einem methodologischen Verständnis, dass davon ausgeht, dass Fälle im Zusammenhang mit den Erkenntnisinteressen konstruiert werden.¹³

2.4 Methodisches Vorgehen

Die Auswahl der **Untersuchungsmethoden**¹⁴ hängt ab von der Fragestellung und den theoretischen Vorentscheidungen. Folglich sind Fragestellung/en und theoretische Überlegung/en der Auswahl von Methoden im Forschungsprozess vorgelagert.¹⁵ So einfach es auf den ersten Blick erscheint, so groß sind dann doch die Herausforderungen. Eigene Vorlieben für bestimmte methodische Zugänge sind hilfreich, sollten jedoch nicht in einseitigem Schulendenken oder der steten Orientierung an der Lieblingsmethode münden. Wer nur Theorietexte und darauf bezogene Sekundäranalysen für hermeneutisch-interpretative Zugänge des Verstehens dieser Texte und Debatten nutzt, wird den Reichtum eigener Erhebungsverfahren (u.a. über Interviews, Datensammlungen) und Auswertungsmethoden (wie Inhalts- und Diskursanalysen) kaum jemals schätzen lernen.¹⁶ Damit wird zugleich deutlich, dass wir im Forschungsprozess zwischen den **Techniken der Erhebung** von Informationen und Daten (u.a. Interviews, Beobachtungen, Quellenmaterial, Ereignis-, Vektor-, Strukturdaten) auf der einen Seite und den **Strategien der Auswertung/Analyse** unterscheiden müssen (z.B. Einzelfallstudie, Vergleich, quantitativ-statistische Untersuchungen, Diskursanalysen). Ein Hinweis im Exposé, dass die eigene Arbeit „semistrukturierte Interviews“ als „Methode“ nutzt, bezieht sich entsprechend auf die Technik bzw. Strategie der Erhebung von „Daten“. In einem weiteren Schritt wäre daher zu klären, wie diese genau ausgewertet werden sollen (z.B. qualitativ oder quantitativ).

Merkzettel 6:

Methodenzugänge: Erhebungsformen

- **teilnehmende Beobachtung** als Erhebungsstrategie (unter Einschluss von Interaktionsprotokollen mit festgelegten Beobachtungszeitpunkten und -räumen)
- **quantitative oder qualitative Interviewforschung** als Erhebungsstrategien (Fragebogen, semistrukturiert, problemzentriert, offen)
- **Inhalts- und Diskursforschung** (Erhebung und Kodierung von Textstellen und/oder visuellen Darstellungen)
- **Makro- oder mikroquantitative Datenerhebung** (u.a. Proteste, Konflikte, Ressourcen)
- **Experimente** (unter Berücksichtigung forschungsethischer Kriterien!)

¹³ Siehe zu den methodischen Grundlagen der Fallkonstruktion ausführlich Muno (2009) und Lund (2014).

¹⁴ Eine vertiefende Diskussion unterschiedlicher methodischer Zugänge sowie ihrer Stärken und Schwächen findet sich im zweiten Teil dieser Reihe „Methodologien und Methoden“.

¹⁵ Während „Methodologien“ auf die eher abstrakteren wissenschaftstheoretischen Grundpositionen verweisen, die die Logiken des Forschens und Regeln des wissenschaftlichen Arbeitens festlegen, sind „Methoden“ jene spezifischeren Formen der Untersuchung; mit deren Hilfe konkrete Problem- und Fragestellungen regelgeleitet und nachvollziehbar überprüft werden.

¹⁶ Eine gewisse Neugierde und Offenheit kann nie schaden! Beides trägt zudem dazu bei, die Stärken und Schwächen der jeweiligen Zugänge besser einzuordnen.

Wer plant, mit Ereignis- und Aggregatdaten zu forschen (u.a. ökonomischer Daten, Herrschaftstypen, Kriege), und den erkenntnistheoretischen **Logiken quantitativer Forschung** folgt, sollte ein ganzes Bündel von Herausforderungen reflektieren: So sind erfasste Daten (im Sinne gebündelter empirischer Informationen zu einzelnen Variablen bzw. deren Ausprägungen) aus Sicht konkurrierender Wissenschaftsverständnisse nie „natürlich“ oder „objektiv“, sondern abhängig vom theoretischen Standort und den daran anknüpfenden Kriterien der Operationalisierung. Mit anderen Worten – oder aus konstruktivistischer Perspektive formuliert: Konzepte wie Demokratie/Autokratie („Herrschaft“) oder Formen der Gewalt („Krieg“) und ihre operationalen Definitionen sind immer das, was Forscher*innen in ihrer Forschungspraxis daraus machen! Die Anzahl der jährlich geführten Kriege ändert sich dann bereits in dem Maße, in dem nicht nur getötete Kämpfer*innen erfasst werden, sondern auch Zivilist*innen berücksichtigt werden. Wenn wir dann zudem reflektieren, dass wir kaum in der Lage sind, alle Geschehnisse von bzw. in Kriegen selbst zu beobachten (Beobachtungen „erster Ordnung“), dann sollten wir uns zugleich bewusst machen, dass es vor allem Beobachtungen „zweiter Ordnung“ sind (z.B. Medienberichte oder Fotografien), über die beispielsweise in der vergleichenden Konfliktforschung empirische Evidenzen generiert werden – und die dann den positivistischen Anspruch, verlässliche und objektive Erkenntnisse hervorzubringen, mehr oder weniger ausschließen. Gleichmaßen gilt es zu bedenken, dass auch methodische Konzepte wie „Validität“ oder „Signifikanz“ an gesellschaftliche Werte und Interessen zurückgebunden sind und somit letztlich eine „Festlegung der Signifikanz von Erkenntnissen unmöglich“ machen bzw. derartige Konzepte nur in Korrespondenz mit sozialen Werten zu verstehen sind (Carrier 2006: 171f.).

Zu Zwecken der Systematisierung lassen sich die diversen Zugänge in **qualitative** und **quantitative Methoden** der Politikwissenschaft ausdifferenzieren. Im Kern bestehen die Unterschiede darin, dass qualitative Methoden eher mit geringen Fallzahlen arbeiten und deren Zusammenhänge entweder kausal (erklärend) oder sinnhaft (verstehend) untersuchen wollen. Quantitative Methoden analysieren dagegen möglichst viele Fälle (mit Zufallsstichproben oder durch „bewusste“ Fallauswahl: z.B. alle Staaten, die seit 1945 Kriege geführt haben), um statistisch aussagekräftige Ergebnisse über Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge zu gewinnen. So sinnvoll diese Grobunterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Ansätzen auf den ersten Blick sein mag, so irreführend kann sie doch auch sein. So entsteht beispielsweise oft der Eindruck, dass es sich bei Inhalts- und Diskursanalysen um qualitative Forschung, bei empirischen Untersuchungen mit einer Vielzahl von Ereignissen oder Akteur*innen immer um quantitative Ansätze handelt. Zudem wäre es verkürzend dargestellt, Studien innerhalb der empirisch-analytische Grundposition ausschließlich dem quantitativen Methodenspektrum, konstruktivistische oder postkoloniale Forschungsarbeiten exklusiv dem qualitativen Bereich zuzuordnen. Tatsächlich lassen sich jedoch auch Medieninhalte oder Diskurse quantitativ untersuchen. Und bei vielen empirisch-analytisch angeleiteten Fallvergleichen mit mittleren Fallzahlen können durchaus auch qualitative Methoden zum Einsatz kommen. Es lohnt sich daher, genauer zu reflektieren, was das eigene Erkenntnisziel ist und welche Methoden sich – unabhängig von der „Quali-Quanti“-Debatte – am besten einsetzen lassen. Und ohnehin hat sich längst herumgesprochen, dass sich Qualität und Quantität gar nicht ausschließen, sondern sich durchaus komplementär zueinander verhalten können – und dass qualitative Studien auf der Mikroebene

ne sogar entscheidende Beiträge zur Verfeinerung von Analysen theoretisch unterstellter Wirkungsmechanismen auf der Makroebene liefern können.

Merkzettel 7:

Methodenzugänge: Auswertungsstrategien

- theoretische **Erörterungen** (hermeneutische Textanalyse, Literaturberichte)
- **explorative Untersuchungen** (empirische, begriffliche und theoretische Systematisierung eines noch relativ unbekanntes Bereiches)
- **historische (Längsschnitt-)Analyse** (Erhebung von Werten über längere Zeiträume und zu mehreren Zeitpunkten)
- **intrinsische Fallstudien** (am Fall interessiert) oder instrumentelle Fallstudien (an der Theorie interessiert)
- **Fallvergleiche:** synchrone (zu einem ähnlichen Zeitpunkt) oder diachrone (zu unterschiedlichen Zeitpunkten) Vergleichsstudien
- **Inhalts- und Diskursanalysen** (systematische Analyse von Form und Inhalt medialer, politischer und/oder öffentlicher Kommunikationsprozesse)
- **Makro- oder mikroquantitative, statistische Analysen** (z.B. auf Basis von Konflikt-, Regime- oder Wirtschaftsdaten oder Haushaltsbefragungen)

Abhängig ist die **Wahl der Methode** nicht nur von der Problem- und Fragestellung, sondern auch von der Verfügbarkeit von Material (Quellen, Daten etc.). Wer eine Hausarbeit verfassen will oder vor der Herausforderung einer Abschlussarbeit steht, sollte sich daher bereits in einer frühen Phase des Forschungsprozesses Klarheit darüber verschaffen, welche Vor- und Nachteile mit dem eigenen methodischen Vorgehen verbunden sind und ob es zeitlich und inhaltlich möglich ist, die Fragestellung mit der „Wunschmethode“ zu beantworten. Dazu zwei Beispiele aus der Praxis: Gerade im Rahmen erster Hausarbeiten, die fallorientiert angelegt sind und sich beispielsweise für die Eskalationsbedingungen gewaltsamer Konflikte oder den Zusammenhang von Migration und Gewalt interessieren, bietet es sich an, nicht gleich die ähnlichen oder variierenden Ausprägungen möglichst vieler Fälle zu vergleichen, sondern sich zunächst einen interessanten wie relevanten Fall herauszugreifen und diesen theoretisch angeleitet und qualitativ vertiefend zu analysieren. Bereits hier werden sich eine Reihe von methodischen Herausforderungen bemerkbar machen, die dann für – spätere – komparativ angelegte **Forschungsdesigns** eine wichtige Voraussetzung und Erfahrung liefern (u.a. Fallverständnis bzw. Konstruktion des Falles, Begründung der Fallauswahl, Auswahl untersuchungsrelevanter Faktoren). Zudem würde eine solche Arbeit damit einer wichtigen Forderung innerhalb des beispielhaft genannten Forschungsfeldes der Konfliktforschung gerecht: nämlich gerade hinsichtlich der Aufdeckung einzelner Eskalationsbedingungen die „Mikrofundierung“ gewaltförmiger Konflikte voranzutreiben, die im Rahmen makroanalytischer Vergleichsanalysen meist zu kurz kommt. Das zweite Beispiel betrifft das Erkenntnisinteresse an den machtvollen Verstrickungen von Diskursen: Weil Diskursanalysen theoretisch wie methodisch äußerst voraussetzungsvoll sind und der Materialzugang oft sehr aufwendig ist, bietet es sich durchaus an, eine Fragestellung soweit einzugrenzen, dass Diskurse zunächst inhaltsanalytisch untersucht werden. Dies bedeutet keinen Verzicht auf diskurstheoretische Überlegungen, hat aber den Vorteil, im

begrenzten Rahmen einer Hausarbeit die als problematisch erkannten Diskursinhalte (z.B. „othering“ im Kontext migrationspolitischer Debatten) entlang deduktiv entwickelter Kategorien in ausgewählten Medien, Parlamentsdebatten oder EU-Policies offenzulegen und kritisch einzuordnen. Alternativ könnte auch auf induktivem Wege Kategorien entwickelt und untersucht werden, wie ausgewählte Diskurse der Versicherheitlichung von Migration auf konkret identifizierbare Grenzziehungspraktiken und daraus resultierende Gewaltdynamiken einwirken (evtl. sogar vergleichend).

Um sich im Forschungsprozess nicht zu verlaufen und um sich nicht in Methodendebatten zu verlieren, ist stets auch zu bedenken, dass eine Methode gerade bei umfangreicheren Arbeiten besser vorher eingeübt werden und nicht ausgerechnet im Rahmen einer BA- oder Masterarbeit zum allerersten Mal zum Einsatz kommen sollte. Gerade bei methodisch ambitionierteren oder größeren Forschungsarbeiten ist es notwendig und sinnvoll, die Methoden der Datenerhebung bereits im Exposé so konkret wie möglich zu formulieren, auch wenn die Daten selbst erst zu einem späteren Zeitpunkt erhoben werden sollen.¹⁷ Bei geplanten Feldforschungsaufenthalten sind nicht nur Ort und geplanter Zeitraum relevant, sondern auch, wie der „Zugang zum Feld“ (der Kontakt zu den Zielgruppen) hergestellt werden soll.

Merkzettel 8:

Fragen an das eigene methodische Vorgehen

- Lässt sich mit der gewählten Methode die Forschungsfrage beantworten?
- Bei empirischen Projekten: wird zwischen der Datenerhebung und Aufbereitung (Erhebungsmethoden) und der Interpretation (Auswertungsmethode) unterschieden?
- Werden alle Vorgehensweisen offen gelegt und Stärken wie Schwächen des Konzepts diskutiert?
- Bei eigener Erhebungen von Daten: werden alle Schritte der Datenerhebung dokumentiert (u.a. Fragebögen, Transkription der Interviews, Bild- und Tonmaterial)
- Bei Variablendesigns: sind die Variablen plausibel operationalisiert? Werden „Endogenitäts-Probleme“ beachtet, d.h. sind die unabhängigen Variablen tatsächlich „unabhängig“?

2.5 Arbeits- und Zeitplan

Für alle Formate wissenschaftlicher Arbeiten (Hausarbeiten, Bachelor- und Masterarbeiten sowie Dissertationen) empfiehlt es sich, bereits im Vorfeld einen angemessenen Arbeits- und Zeitplan festzulegen. Während der **Zeitungsumfang** zunächst individuell eingeschätzt und festgelegt werden muss, sollten der quantitative Umfang der Forschungsarbeit und der finale Bearbeitungszeitraum mit den Betreuer*innen abgestimmt werden. Dabei sollte stets ein „seriöser“ Umfang ins Auge gefasst werden, der dem jeweiligen Format gerecht wird (bzw. es sollten die

¹⁷ Wenn beispielsweise Expert*innen-Interviews geplant sind, stellt sich die Frage, wie viele und welche Interviewpartner*innen wann, wo, wie (telefonisch, schriftlich, face-to-face) und zu welchen Themen befragt werden sollen.

Vorgaben der jeweiligen Studien- und Prüfungsordnungen eingehalten werden). Jede*r wird schon einmal die deprimierende Erfahrung mit längeren Aufsätzen oder Monographien gemacht haben, die wenig Erhellendes bringen, viele Redundanzen enthalten und daher besser deutlich gekürzt hätten publiziert werden sollen. Dies gilt nicht zuletzt auch für die eigene Arbeit: Wer daher zum Ende des Arbeitsprozesses hin entsprechend Zeit einplant, die eigene Forschungsarbeit fachgerecht zu formatieren, inhaltlich zu überarbeiten und entsprechend der Studienordnungs- oder Verlagsvorgaben zu kürzen, wird möglicherweise die Überraschung erleben, dass die so verdichtete Argumentation plötzlich an Klarheit gewinnt. Meine eigenen Erfahrungen zeigen zudem, dass es lohnenswert sein kann, die Arbeit ein paar Tage ruhen zu lassen und „mit Abstand“ den **Feinschliff** vorzunehmen. Dabei sollte stets die Fragestellung im Auge behalten werden und die Arbeit vor allem von jenem Ballast befreit werden, den ich als „Selbstvergewisserungswissen“ bezeichne: gemeint sind damit jene Textfragmente, die am Anfang des Forschungsprozesses entstehen, um ein neues Thema zu durchdringen und von denen wir uns mitunter nur schwer trennen können – die aber im Lichte der eigentlichen Fragestellung keine wirkliche Funktion für die Argumentation oder Analyse haben. Der Arbeits- und Zeitplan sollte gleichermaßen Spielräume einplanen und in der Ausformulierung detailliert die einzelnen Forschungsschritte wiedergeben. Um die Herausforderungen sichtbar zu machen: Bei einer Forschungsarbeit, die sich methodisch auf Interviews stützt gehören dazu u.a. ein problemorientiertes Literaturstudium, der Entwurf von Interviewfragen, eine Testphase, das Kontaktieren und Treffen von Interviewpartner*innen, die Dateneingabe (Transkription) sowie die Dateninterpretation und das Verfassen der Arbeit.

Merkzettel 9:

Entwicklung des Arbeits- und Zeitplans

- Liegt der Umfang „im Rahmen“ des Formats (Hausarbeit, Abschlussarbeit)? ist der Zeitplan in der geplanten Form umsetzbar?
- Gibt es „neutrale Begutachter*innen“ im Freund*innen- und Bekanntenkreis, die für das Korrekturlesen in Frage kommen?
- Habe ich mein Privatleben organisiert? Ist gerade bei größeren Forschungsarbeiten (Abschlussarbeit, Dissertation) eine zeitliche Anpassung des Alltags vorstellbar?
- Lassen sich die Betreuungsangebote der Lehrenden nutzen?

Bachelor- und Master-Abschlussarbeiten sollten (regelmäßig) in Forschungscolloquien oder kleineren Arbeitsgruppen besprochen werden.¹⁸ Mehr als nützlich ist es auch, sich für die **Korrektur** der Schlussfassung „neutrale Begutachter*innen“ zu suchen, die das Werk noch einmal auf Herz (inhaltliche Plausibilität, roter Faden, Nachvollziehbarkeit) und Nieren (orthografische und grammatikalische Fehler) lesen. Erfahrungen zeigen, dass gerade für die Schlussphase ausreichend Zeit für Überarbeitungen, Formatierungen sowie für die Feinjustierung von Einleitungs- und Schlussteil eingeplant werden sollte. Um einen Vergleich zum Langstreckenlauf herzustellen: Wer schon einmal Marathon über 42,195 Kilometer gelaufen ist, wird sich

¹⁸ Bei größerer Unsicherheit sollte sich kein Mensch davor scheuen, die Angebote der psychologischen Beratungsdienste der Universitäten zu nutzen. Diese bieten hilfreiche Seminare zum Verfassen von wissenschaftlichen Arbeiten und – in Notsituationen – auch psychologische Hilfe an.

im Training darauf vorbereiten, dass eine entscheidende Phase erst mit den letzten zehn Kilometern beginnt. Eher betrüblich sind daher Forschungsarbeiten, die quasi im „Sprintmodus“ starten und auf den letzten Metern dramatisch einbrechen (vor allem bei der Interpretation von Ergebnissen und im Schlusskapitel). Und wie bereits oben angemerkt: Wichtig ist es, die Fragestellung nicht aus den Augen zu verlieren. Zu groß ist oftmals die Versuchung, sich von aktuellen politischen oder wissenschaftlichen Debatten berauschen zu lassen und immer wieder neue Erkenntnisse und Erklärungsfaktoren in die eigene Arbeit integrieren zu wollen. Der Arbeitsprozess sollte sich daher auf der Zeitachse nach hinten trichterförmig verengen – und nicht erweitern. Gerade bei empirischen Arbeiten, die sich auf einen bestimmten Untersuchungszeitraum beziehen, sollte der in der Fragestellung erfasste Zeitraum deutlich vor der Anfertigung der Forschungsarbeit liegen.

In dem Sinne, dass ein Exposé selbst Bestandteil des Forschungsprozesses (bzw. des Arbeits- und Zeitplanes) ist, sollte auch berücksichtigt werden, dass an ein Exposé/Forschungsdesign gewisse formal-sprachliche und formal-gestalterische Standards anzulegen sind – wie an die wissenschaftliche Arbeit selbst. Das bedeutet konkret, auch hier bereits alle formalen Anforderungen zu reflektieren (u.a. Deckblatt, Inhaltsverzeichnis, Seitenzahlen, Literaturverzeichnis) und auch sprachlich einen nachvollziehbaren, verständlichen und korrigierten Text zu erarbeiten: Je klarer die Argumentation inhaltlich und sprachlich bereits ist, desto wahrscheinlicher werden konstruktive Anregungen – und desto leichter lassen sich Teile davon (u.a. Forschungsstand, Literaturverzeichnis) in die eigentliche Arbeit übernehmen.

2.6 Vorläufiges Gliederungsverzeichnis und Literaturverzeichnis

Um den eigenen Forschungsabsichten „Struktur“ zu geben, bietet es sich an, ein erstes Gliederungsverzeichnis zu erstellen. Zu bedenken ist dabei jedoch einerseits, dass sprichwörtlich „viele Wege nach Rom“ führen und dass sich **Gliederungsentwürfe** ebenso schnell ändern können, wie Problem- und Fragestellungen modifiziert werden oder – um im Bild zu bleiben – andere theoretische/methodische Routen gewählt werden. Andererseits wäre ein extrem reduktionistisches Gliederungsverzeichnis (z.B. 1. Einleitung, 2. Hauptteil, 3. Schluss) gleichsam überflüssig, weil es keine diskussionswürdige Grundlage für ein inhaltliches Feedback bietet; während ein sehr weit ausdifferenziertes Gliederungsverzeichnis (z.B. 15-20 Gliederungspunkte bei nur 15 zu schreibenden Seiten) ein früher Hinweis auf ein zu breit ausgerichtetes Forschungsdesign sein kann.

Merkzettel 10:

Entwicklung des Gliederungs- und Literaturverzeichnisses

- Ist die Gliederung im Aufbau konsistent und nachvollziehbar?
- Wird der Umfang/die Struktur der Gliederung der Ausrichtung des Themas gerecht?
- Lassen sich über einzelne (stichwortartige) Gliederungspunkte hinaus bereits argumentative Aspekte benennen?
- Habe ich alle relevanten Artikel/Werke erfasst? Welche Literatur passt noch?
- Werden alle formalen Kriterien (u.a. einheitliche Zitierweise und Schriftart, Seitenzahlen, Deckblatt) eingehalten?

Gerade für das Feedback durch Dritte kann es sich dann zudem anbieten, direkt unter die einzelnen Gliederungspunkte erste Hinweise zur inhaltlichen Argumentation zu formulieren. So werden wir angeregt, nicht nur „Überschriften“ aneinanderzureihen, sondern zu überlegen, was darunter jeweils vermittelt werden soll und wie die einzelnen Argumentationsstränge letztlich miteinander verbunden sind. Darüber hinaus können im Anschluss an das vorläufige Gliederungsverzeichnis bereits erkennbare Fragen und Probleme formuliert werden, die in der Sprechstunde oder im Colloquium diskutiert werden sollen.

Abgerundet wird ein gutes Exposé von einem vorläufigen Verzeichnis der verwendeten Literatur. Zunächst reicht hier eine grobe Übersicht der relevanten theoretischen, methodischen und empirischen Artikel und Werke, die Betreuer*innen erste systematische Hinweise auf Schwerpunkte und Richtung der Forschungsstrategie geben. Bei Abschlussarbeiten und Promotionen steigt der Literaturumfang mit dem Ausmaß der berücksichtigten Forschungsdebatten. Und auch hier gilt wieder: Je früher wir uns für eine einheitliche **Zitierweise**¹⁹ entscheiden und das Literaturverzeichnis anlegen (z.B. auch mit Literaturverwaltungsprogrammen wie „Endnote“ oder „Citavi“), desto mehr Spielraum bestehen „hinten raus“ für die eigentliche Analyse und inhaltliche Argumentation.

¹⁹ ²¹ Da Verlage meist eine eigene Zitiervariante anbieten, ist das Spektrum an Möglichkeiten groß. Wichtig ist letztlich, dass einheitlich zitiert wird. In meiner eigenen Praxis haben sich die Richtlinien der „Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung“ (ZeFKo) bewährt (http://www.afk-web.de/fileadmin/afk-web.de/data/ZeFKo/ZeFKo-Richtlinien_zur_Gestaltung_der_Endfassung_Version_1.4.pdf).

3. Vom Exposé zur wissenschaftlichen Arbeit

Wenn mit dem Exposé ein zentraler Zwischenschritt hinter uns liegt und viele wichtige Entscheidungen getroffen worden sind, starten die eigentlichen **Umsetzungsschritte**. Obwohl diese zeitlich noch einmal aufwendiger und inhaltlich stets aufs Neue herausfordernd sind, lassen sich die nachfolgenden Hinweise zum Verfassen der Hausarbeit bzw. Abschlussarbeit etwas kürzer halten. Dies liegt einerseits daran, dass viele wichtige Voraussetzungen des Arbeitsprozesses bereits benannt und daher bekannt sein sollten (u.a. Entwicklung von Problem- und Fragestellung!). Andererseits sollte spätestens jetzt erkennbar sein, dass nicht nur die Ideenvielfalt als Ausgangspunkte für die eigene Problemstellung schier unerschöpflich ist, sondern dass auch die Strategien der Umsetzung entlang methodologischer und theoretischer Reflexion und diverser methodischer Herangehensweisen viel zu facettenreich sind, als dass sie sinnvoll in vereinheitlichender Absicht in diesem Text zusammengeführt werden könnten. Wer zu sehr auf die Vorlagen anderer schaut, riskiert zudem, sich eigene Ketten anzulegen und das Denken unnötig zu beschränken.

Ich konzentriere mich daher im folgenden Abschnitt auf die innere Logik wissenschaftlicher Arbeiten und Anregungen zur Entwicklung einer Struktur. Dabei gilt unabhängig von der Benennung: Hausarbeiten wie Bachelor- und Masterarbeiten sind immer sogleich wissenschaftliche Arbeiten. Ich habe selbst eine Vielzahl von Haus- und Abschlussarbeiten lesen dürfen, deren argumentatives, methodisches und/oder theoretisches Niveau sich nicht hinter publizierten Artikeln verstecken muss. Im Gegenteil! Die Qualität steigt dabei in dem Maße, indem eine originelle, eigenständige Auseinandersetzung mit einer klar umrissenen wissenschaftlichen Fragestellung erfolgt, die mit Hilfe theoretischer Reflexion und methodischer Rahmung bearbeitet und beantwortet wird.

Auch wenn der Schwerpunkt der folgenden Ausführungen auf die Produktion „textueller“ Arbeiten zielt, werden gleichzeitig **Anregungen** zur Integration performativer Methoden vermittelt. Einerseits wissen wir, dass gewaltvolle Diskurse immer auch eine Bild- und Symbolebene haben, die in Verbindung zu medial und öffentlich kommunizierten Textaussagen stehen und stereotype Identitätszuschreibungen verstärken. So bietet es sich beispielsweise methodisch an, Diskurs- oder Inhaltsanalysen mit Bild- oder Videoanalysen zu kombinieren. Andererseits haben wir alle unterschiedliche wissenschaftliche Interessen und sind auch verschiedene Lern- und Arbeitstypen. Wer sich daher in anderen Formaten und Formen besser ausdrücken kann oder die eigenen Kenntnisse im Überschreiten von Genre- und Disziplinengrenzen vertiefen will, kann dies mit Hilfe performativer Strategien gezielt umsetzen.

3.1 Einleitung: *Portal und Wegweiser*

Die **Einleitung** ist zugleich Portal und Wegweiser. Als Schaufenster soll sie über die Begründung der Problemstellung und ihrer wissenschaftlichen wie politischen Relevanz Neugierde zum Weiterlesen erzeugen. Als Wegweiser dient die Einleitung dazu, die theoretischen wie methodischen Orientierungspunkte und Weggabelungen vorzustellen und zu plausibilisie-

ren. Letztlich reflektiert die Einleitung also den **Prozess wissenschaftlichen Arbeitens** – oder anders formuliert: die konstitutiven Schritte wissenschaftlicher Entdeckungslogiken spiegeln sich in der Einleitung wider. Ausgehend von einer Problemstellung, ihrer wissenschaftlichen/politischen Relevanz und den damit verbundenen Erkenntnisinteressen wird eine zentrale Fragestellung formuliert, die theoretisch und methodisch „gerahmt“ wird. Abschließend gilt es noch zu reflektieren, wie die Arbeit aufgebaut (gegliedert) wird bzw. in welchen Schritten die Argumentation erfolgt (roter Faden). Während in der **Problemstellung** durchaus noch „weiter ausgeholt“ werden kann, um ein spezifischeres Interesse (z.B. direkte oder strukturelle Gewalt gegenüber Migrant*innen) in einen größeren Rahmen einzuordnen (hier: europäisches Migrationsregime und nationale Migrationspolitiken), besteht die weiterführende Herausforderung darin, dieses Interesse in eine nachvollziehbare und klar eingegrenzte Fragestellung zu überführen.

Merkzettel 11:

Aufbau einer Einleitung (idealtypisch)

1. Formulierung der **Problemstellung**: Bezüge zur politischen und wissenschaftlichen Relevanz des Themas, Formulierung des Erkenntnisinteresses
2. Eingrenzung der **Fragestellung**: inhaltliche Reichweite, Nachvollziehbarkeit (verständliche Formulierung), Machbarkeit
3. Erläuterung des **theoretischen und methodischen Zugangs**: mit welcher theoretischen Rahmung und welchem methodischen Ansatz soll die Fragestellung beantwortet werden? Wie positioniere ich mich methodologisch?
4. **Aufbau** der Arbeit: über welche (Gliederungs-)Schritte ist die Arbeit strukturiert? (nicht nur additiv, sondern integrative Entwicklung der inhaltlichen Systematik)

Die **Fragestellung** reflektiert die in der Problemstellung identifizierten Untersuchungsgegenstände und hilft als inhaltliche Leitlinie festzulegen, welche Aspekte in der Arbeit bearbeitet, analysiert und diskutiert werden – und welche eben nicht. Fragestellungen können mit Fragezeichen („?“) oder als indirekter Fragesatz formuliert werden; sie können noch einmal gesondert hervorgehoben (kursiv oder fett) oder aber ohne besondere Hervorhebung in die Argumentation des Textes eingebaut werden. Für die Umsetzung im Rahmen der eigenen Arbeit hilft vielleicht der „Trick“, zwischen dem analytischen Kern der Fragestellung (was soll politikwissenschaftlich verstanden oder erklärt werden?) und den eher deskriptiven „Ausführungsbestimmungen“ zu unterscheiden, die den räumlichen, zeitlichen und funktionalen Geltungsbereich der Frage festlegen (um bei dem oben genannten Beispiel zu bleiben: strukturelle/diskursive Gewalt gegenüber männlichen Migranten* im deutschen Diskurs ausgewählter Leitmedien nach der „Kölner Silvesternacht“ 2015/16). Sowohl der analytische Kern als auch die „Ausführungsbestimmungen“ legen fest, was tatsächlich untersucht werden soll. Entsprechend gehört auch nur das in die Hausarbeit oder Bachelorarbeit, was für die Beantwortung der Fragestellung/en erforderlich ist.

In einem weiteren Schritt sollte dann erkennbar werden, in welchen **theoretischen Rahmen** das Thema und die eigenen Überlegungen eingebettet sind und entlang welcher **methodischer**

Vorgehensweisen die Fragestellung beantwortet werden soll: u.a. mit Hilfe von Primär- und/oder Sekundärliteratur im Rahmen einer hermeneutischen Interpretation oder durch Interviews, eigene Beobachtungen als Erhebungsmethode und qualitative Inhaltsanalyse oder quantitative Datenanalysen als Auswertungsmethoden. Weniger zielführend sind dabei Allgemeinplätze wie „ich beziehe mich auf einen herrschaftstheoretischen Ansatz“ oder „ich untersuche meinen Fall mit Hilfe qualitativer Methoden“. Es sollte bereits in der Einleitung ausführlicher begründet werden, welche Theorie- oder Methodenvariante/n genau verwendet werden und warum gerade diese sich für die Beantwortung der Problem- und Fragestellung in besonderer Weise eignen.

Ganz ähnlich trifft diese Aussage auch für den letzten Abschnitt der Einleitung zu: die Darstellung des **Aufbaus der Arbeit** im Sinne der kurzen Vorstellung ihrer **inneren Argumentationslogik**. Hier gilt: integrative Logik schlägt additive Darstellung. Wer nur das Gliederungsverzeichnis bzw. die Kapitelüberschriften in einzelne Sätze transformiert und aneinanderreicht („im zweiten Kapitel kläre ich zentrale Begriffe, bevor ich dann im dritten Abschnitt die theoretischen Grundlagen diskutiere, die dann anschließend empirische untersucht werden und in einem Fazit, bezogen auf die Fragestellung, beantwortet werden“), verpasst die Chance, die Einleitung tatsächlich als analytischen Wegweiser zu nutzen und zu begründen, wie sie inhaltlich und systematisch argumentiert und wie Theorie/n, Methode/n und Empirie miteinander verzahnt sind – und vergibt auch die Möglichkeit, noch einmal zu überprüfen, ob das, was für die eigene Analyse vorgesehen ist, auch tatsächlich so in der Arbeit stehen muss, um die Fragestellung zu beantworten.

Um es noch einmal auf den Punkt zu bringen: Nach dem Lesen der Einleitung sollten Leser*innen nachvollziehen können und verstanden haben, wie die argumentative Logik der Arbeit insgesamt funktioniert und welche (verschlungenen) Wege der Erkenntnis zu welchen Zielen führen sollen. Dazu verknüpft die Einleitung thematische Ausgangspunkte (Problemstellung) und inhaltliche Eingrenzung (Fragestellung) mit Überlegungen zum theoretischen wie methodischen Vorgehen (analytischer Zugang) und strukturorientierten Hinweisen zum Aufbau der Arbeit (Gliederung).

3.2 Hauptteil: das analytische Herzstück

Im **Hauptteil** wird das Thema in strukturierter Form entwickelt und darüber die Fragestellung beantwortet. Soweit so gut und so scheinbar einfach – aber doch so unterschiedlich: In eher theoretisch orientierten Arbeiten wird im Hauptteil eine kritisch-reflektierte Diskussion von einer oder mehreren Theorien bezogen auf ein gesellschaftlich relevantes Ausgangsproblem im Mittelpunkt stehen (z.B.: „wann ist Gewalt legitim?“, „wie verhält sich Frieden zu Gerechtigkeit?“). In eher empirisch-analytischen Arbeiten werden zunächst zentrale Begrifflichkeiten geklärt (und gegebenenfalls genauer operationalisiert) und die theoretisch-konzeptionellen Überlegungen entwickelt und präzise ausformuliert. Theorien sind dabei jene (meist abstrakten) Interpretationsschemata bzw. Rahmen, mit deren Hilfe wissenschaftliche Erkenntnisse systematisiert (selektiert, geordnet) und interpretiert werden. Darauf aufbauend wird dann erst die eigentli-

che Analyse von Gewaltereignissen, (Un-)Sicherheitspraktiken oder Diskursen durchgeführt. Wichtig ist es entsprechend, die zugrunde gelegte/n theoretische/n Perspektive/n explizit zu machen und den potenziellen Leser*innen zu vermitteln, welche Funktion „Theorie“ in der Arbeit hat bzw. in welchem Verhältnis Theorie und Empirie zueinander stehen (sollen empirische Phänomene mit Hilfe ausgewählter Theorie/n interpretiert/erklärt werden oder sollen ausgewählte Fälle herangezogen werden, um die Reichweite einer Theorie zu überprüfen?). Dazu ein Tipp: Um die Argumentation konsistent und logisch nachvollziehbar zu entwickeln, bietet es sich an, im Anschluss an die Vorstellung der begrifflichen und theoretischen Grundlagen ein Zwischenfazit einzubauen, das noch einmal jene zentralen theoretisch angeleiteten Untersuchungskriterien, inhaltsanalytischen Kategorien oder Interpretationsschemata vorstellt, die in den Folgeabschnitten die Untersuchung anleiten. Zudem gilt es stets zu prüfen, ob wirklich alle entfaltenen Argumente für die Beantwortung der Fragestellung benötigt werden; gerade fallorientierte Konfliktanalysen leiden oft darunter, dass jenseits der eng umgrenzten Fragestellung viele historische oder aktuelle Entwicklungen einbezogen werden (diese mögen zwar grundsätzlich gesellschaftlich relevant sein, tragen aber eben nicht immer zur Klärung der Forschungsfrage/n bei).

Merkzettel 12:

Anstöße für den analytischen Hauptteil der Arbeit

- Reflexion und Definition zentraler **Begriffe** sowie Entwicklung des **theoretischen Rahmens** (durchaus in einem eigenen „Grundlagen“-Kapitel)
- Bei empirisch ausgerichteten Arbeiten: **Verdichtung** zentraler, theoretisch angeleiteter Kriterien oder deduktiv abgeleiteter Kategorien in einem „Zwischenfazit“
- Bei empirisch ausgerichteten Arbeiten: **Rückbezüge** zwischen den analytischen Einsichten und den theoretischen Ausgangspunkten herstellen (keinen „Graben“ zwischen „Theorie“ und „Empirie“ aufkommen lassen)
- Überprüfung der Plausibilität der inhaltlichen **Argumente** im Lichte der Fragestellung (braucht es alle angeführten Argumente, um die Fragestellung zu beantworten?)
- Nachvollziehbarkeit der argumentativen Logik (gibt es einen „roten Faden“?)

Ebenso wichtig wie die Klärung des theoretischen Rahmens ist die Bestimmung bzw. Einordnung zentraler **Begriffe**. Da wir gerade in der Politikwissenschaft mit zahlreichen wissenschaftlich wie politisch „umkämpften Begriffen“ konfrontiert sind (vgl. Flümann 2017; Göhler et al. 2013), ist es wichtig, die eigene Position und begriffliche Verwendung möglichst nachvollziehbar zu formulieren und im Hinblick auf die eigenen Forschungsabsichten zu plausibilisieren. Dass es letztlich keine allgemein akzeptierten Begriffe von Frieden, Gerechtigkeit, Gewalt, Extremismus, Sicherheit oder Freiheit gibt, ist einerseits nicht sonderlich überraschend. Andererseits sind wir damit gefordert, uns dazu zu verhalten. So spiegeln doch begriffliche und typologische Einordnungen nicht nur den theoretischen Standort der Betrachter*in wider, sondern sind auch abhängig von historisch kontingenten Ausprägungen und den sich daran anschließenden sozialen wie wissenschaftlichen Deutungen, welche die erfahrene Realität bzw. ihren Wandel erfassen und strukturieren. Begriffe hängen ebenso mit (meta-)theoretischen Vorentscheidun-

gen und Erkenntnisinteressen zusammen wie mit innerwissenschaftlichen „Kämpfen“ um Deutungshoheit. Außerdem sollten wir als Wissenschaftler*innen nicht unterschätzen, dass die Einordnung gerader politischer Phänomene wie Krieg, Terrorismus oder Migration immer auch in einem politischen Kontext steht und entsprechend genutzt oder manipuliert wird.

Um dann bei **empirisch orientierten Forschungsarbeiten** zu vermeiden, dass der theoretische Rahmen und die empirische Analyse unverbunden nebeneinander stehen, sollten in der eigentlichen empirischen Untersuchung immer auch die Rückbezüge zu den theoretischen Argumenten sichtbar werden. Und ein weiterer Hinweis: Während in der Einleitung üblicherweise das theoretische und methodische Vorgehen bereits kurz skizziert wird, sollten dann im analytischen Hauptteil der Arbeit, die vertiefenden Überlegungen zu „Theorie“ und „Methode“ systematisch, aber auch getrennt voneinander diskutiert werden. Werden dagegen im eigentlichen „Theoriekapitel“ auch methodische Zugänge vorgestellt oder Informationen zur Fallbeschreibung eingestreut, dann erschwert dies nicht nur die Nachvollziehbarkeit der Argumentation, sondern schmälert auch die Qualität der Arbeit. Dies trifft auch auf Arbeiten zu, bei denen im Theoriekapitel lediglich Begriffe und Definitionen sowie vage theoretische Versatzstücke (einzelne Aussagen/Zitate aus der Literatur) aneinandergereiht werden, die als irgendwie relevant angesehen werden – für Leser*innen jedoch kaum nachvollziehbar sind. Auch hier gilt wieder: integrative Wissensproduktion schlägt additive Beschreibungen.

Zusammengenommen zeigen diese Hinweise letztlich auch an, dass der Begriff „**Hauptteil**“ nicht einfach als Kapitelüberschrift in die eigene Arbeit übernommen werden sollte. Das würde dann doch zu sehr an das Schreiben von Aufsätzen in der Schule erinnern. Da sich ein „Hauptteil“ in aller Regel aus mehreren Aspekten wie Theoriediskussion, methodisches Vorgehen und Untersuchung zusammensetzt, sollte dies auch in eine entsprechende Kapitelstruktur übersetzt werden (z.B. 2. Theoretischer Rahmen und begriffliche Einordnungen, 3. Methodisches Vorgehen, 4. Analyse...). Mit anderen Worten: „Hauptteil“ sollte nicht wortwörtlich als ein Gliederungspunkt erscheinen. Der Begriff steht hier vielmehr als Platzhalter für ein inhaltsbezogenes Gefüge, das der Arbeit eine argumentative und forschungslogische Struktur verleiht.

3.3 **Schlussteil: mehr als eine Zusammenfassung**

Wenn die Einleitung die Funktion eines Wegweisers durch die Arbeit übernimmt, dann befinden wir uns mit dem **Fazit** auf einer Art Aussichtsplattform, die Blicke zurück und nach vorn erlaubt. Der eigentliche Weg der theoretischen **Reflexion** und/oder empirischen Analyse ist abgeschlossen, Antworten sind gefunden worden, vielleicht aber auch neue Fragen aufgetaucht. Nun gilt es innezuhalten, um die gewonnenen Erfahrungen und **Erkenntnisse** im Lichte der formulierten Fragestellung/en genauer einzuordnen, das eigene Vorgehen kritisch zu reflektieren und einen Ausblick in die Ferne mit weiterführenden Fragen zu wagen. So selbstverständlich dabei erwartet werden kann, die eigenen Ergebnisse an die übergeordneten Herausforderungen der Problemstellung zurückzubinden und sie im Kontext des berücksichtigten Forschungsstandes und der gewählten fachspezifischen Debatte (in unserem Beispiel: Kritische Migrationsforschung) kritisch einzuordnen, so legitim und wichtig ist es auch, den Blick in

die Ferne schweifen zu lassen. Entsprechend bietet es sich nun an, den geschärften Blick noch einmal zu nutzen, um identifizierte **Forschungslücken** (Desiderate) oder eigene **Schwächen** der gewählten Forschungsstrategie zu diskutieren. Das Bild der Aussichtsplattform habe ich dabei durchaus mit Bedacht gewählt; soll es doch signalisieren, dass wir mit einer einzelnen wissenschaftlichen Arbeit nur ein kleines Stück des Weges zurückgelegt haben – aber ja auch gar nicht gezwungen sind, die große und finale „Welterzählung“ anzubieten (einmal abgesehen davon, ob wir sie theoretisch überhaupt für vorstellbar oder wünschenswert halten). Und selbst wenn wir bei unserer Rast feststellen, dass dieser Weg wenig erfolgversprechend war, sich vielleicht sogar als Irrweg erwiesen hat, bleibt die Arbeit dennoch eine wissenschaftliche Arbeit (sofern sie freilich alle oben genannten Voraussetzungen erfüllt). Auch Ergebnisse, die unseren Erwartungen nicht entsprechen und die uns vielleicht theoretisch nicht passen, bleiben immer noch wichtige Erkenntnisse. Wichtig ist es, den Weg dorthin und die Deutung dessen stets transparent zu gestalten und plausibel die eigene/n Interpretation/en zu begründen. Und noch ein Tipp: es kann durchaus lehr- und hilfreich sein, selbst einmal nur Einleitung und Schluss zu lesen (und/oder andere dies tun zu lassen), um festzustellen, ob die Argumentation schlüssig ist und ob der Schluss tatsächlich die in der Einleitung formulierten Fragen beantwortet.

Obwohl schon so viele Aspekte angesprochen worden sind, gibt es dann auch für die Phase der **Finalisierung** einer wissenschaftlichen Arbeit noch einige Tipps: Erstens sollte unbedingt am Ende der Arbeitsphase noch einmal geprüft werden, ob tatsächliche alle Teilfragen der Arbeit beantwortet werden. Für Gutachter*innen wird es schwierig, eine Hausarbeit oder Bachelorarbeit noch positiv zu bewerten, die beispielsweise drei zentrale „Teilfragen“ formuliert, davon aber letztlich nur eine beantwortet. In diesem Fall sollte es aber ein Leichtes sein, die Formulierung in der Einleitung auf die eine untersuchungsrelevante Frage zuzuspitzen. Zweitens nutze ich selbst immer die Strategie, bei einem fertigen Text – entweder am Bildschirm oder als Ausdruck (mit Textmarker) – die zentralen Argumente eines jeden Absatzes zu markieren (spätestens jetzt sollte auch deutlich geworden sein, warum in diesem Text immer mindestens ein Begriff pro Absatz fett markiert worden ist). So erkenne ich einerseits, ob der **rote Faden** tatsächlich sichtbar und nachvollziehbar ist. Andererseits bietet sich so noch einmal die Möglichkeit, zu prüfen, ob auch tatsächlich alle Argumente und Absätze für die Beantwortung der Fragestellung relevant sind. Dies führt oft zu sehr deutlichen **Kürzungen** des Textes – der dadurch aber meist an Klarheit und Argumentationskraft gewinnt! Dies lässt sich drittens noch dadurch verbessern, dass der Text abschließend von dritten Personen „gegengelesen“ und vor allem im Hinblick auf nachvollziehbare Sprache (Ausdruck), Rechtschreibung, Grammatik und formale Kriterien auf Herz und Nieren geprüft wird. Dies sollte freilich im Arbeits- und Zeitplan von vornherein mitberücksichtigt werden.

3.4 Was sonst noch zu sagen ist

Probiert euch aus! Entwickelt nicht nur einen eigenen Sprachstil, sondern schaut auch hin und wieder in **andere Richtungen**. Wer in Einführungsvorlesungen oder Bibliotheksführungen nur die Standarddatenbanken zur Literaturrecherche erlernt, läuft Gefahr, nur die „verschlagworteten“ Artikel und sich wechselseitig zitierenden Wissenschaftler*innen (etwa bei „google

scholar“) zu verwenden (und damit selbst Teil eines „Zitierkartells“ zu werden). Daher lohnt es sich, einfach mal einen ganzen Tag in der Bibliothek zu verbringen und die Monographien und Zeitschriftenregale zu durchstöbern (und durchbrecht hier einmal den Forderungen nach „Systematik“ durch bewusst „unsystematisches“ Vorgehen). Und selbst wenn ihr dabei nur Anregungen für das nächste Referat oder die nächste Hausarbeit finden solltet, hat sich das „Heraustreten aus der Routine“ schon gelohnt! Sich auszuprobieren kann dann aber auch bedeuten, nicht nur „klassische“ Texte zu lesen, sondern einmal andere „Formate“ und „bunte Literatur“ in die wissenschaftliche Analyse einzubeziehen (z.B. Formen der visuellen Kommunikation wie Bilder oder Filme; Kunst- oder Theater-Performances).

Entfaltet eigene kritischen Positionen und macht diese in der Arbeit sichtbar! Darunter fällt gleich mehrerlei: erstens die **Offenlegung** der Gründe zur Auswahl der Untersuchungsperspektiven und Analyseeinheiten sowie die damit verbundene Herstellung größtmöglicher Transparenz der einzelnen Analyseschritte; zweitens die Reflexion der verwendeten Abstraktionen (u.a. Staat/Raum) und der damit verbundenen Essentialisierung/Kulturalisierung von Identitäten (Bedingungen der räumlichen und zeitlichen Kontexte der verwendeten Theorien mitbedenken); drittens – gerade bei Fallstudien und Fallvergleichen – die **Überwindung** des Raumfetischismus und der Konstruktion des „Hier so/dort anders“ sowie eine damit einhergehende **Verschiebung** der Perspektiven (z.B. nicht fixierte territoriale Räume zum Gegenstand der Untersuchung machen, sondern die diskursive Produktion von Räumen wie „die Balkanroute“ oder „sichere Herkunftsländer“ und die daraus resultierenden Folgen untersuchen); sowie viertens die **Berücksichtigung** der möglichen wissenschaftlichen und politischen Konsequenzen der eigenen Forschung.

Sapere aude! – oder in der Interpretation von Immanuel Kant: „Habe Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen“! Das bedeutet gleich mehrerlei: *Erstens* sollte uns ein beständiger **Zweifel** an bestehenden Herrschaftsverhältnissen (innerhalb wie außerhalb der Wissenschaft) begleiten. Dies führt bereits im Hinblick auf die Gewaltverstrickungen von Diskursen über die „Schaffung“ von „Frieden“ zu zahlreichen Problemstellungen. *Zweitens* gibt es gar keinen einsichtigen Grund, allein die am meisten zitierte Literatur und die von Lehrenden für besonders relevant gehaltenen Texte zu konsultieren. Gerade Debatten jenseits der „Lehrmeinung“ und des wissenschaftlichen Mainstreams können so notwendig wie bereichernd für die eigene Forschung sein. Und – wie ich bereits oben deutlich gemacht habe: „Lehrmeinungen“ wie die Kantsche Friedenstheorie können durchaus selbst in rassifizierende Zuschreibungen verstrickt sein. *Drittens* gilt es, nicht nur dominante Theorien und Methoden kritisch zu hinterfragen, sondern auch die eigene Vorgehensweise stets kritischen Prüfungen zu unterziehen. Wissenschaft ist, wie bereits weiter oben angemerkt, immer auch **Kampf um Deutungshoheiten** – und daran können Hausarbeiten im ersten Semester ebenso Anteil haben wie Dissertationen oder Aufsätze in „renommierten“ begutachteten Zeitschriften. So wie „etablierte“ Forscher*innen dann mit der eigenen Forschung eine Position innerhalb von wissenschaftlichen Diskursen einnehmen, gilt es, sich selbst theoretisch wie methodologisch zu positionieren. Viertens schließlich sollte uns Forschung – wie bereits eingangs hervorgehoben – keine methodologischen Ketten anlegen. Wenn Politik- und Sozialwissenschaften nicht allein analytische Diszi-

plinen sind, sondern immer auch normativ orientiert sein sollten, dann kann und sollte der Wert einer Forschungsarbeit nicht (allein) am Gütegrad ihrer theoretischen oder methodischen Akkuratheit oder Eleganz („Schlankheit“) gemessen werden, sondern eben auch daran – um es noch einmal mit Paul Feyerabend zu sagen –, ob sie dazu beiträgt, gesellschaftliche Verhältnisse menschenwürdiger zu machen und zu politischen und/oder wissenschaftlichen Transformationsprozessen anregen kann.

4. Fragen und Antworten

Im diesem abschließenden Kapitel werden noch einmal jene formalen und technischen Fragen aufgegriffen, die sich in der Regel in der finalen **Überarbeitungsphase** der Arbeit kurz vor ihrer Abgabe ergeben. Wer die folgenden Punkte jedoch frühzeitig bedenkt, spart sich möglicherweise Zeit und Stress in der oft turbulenten Phase der Überarbeitung und Fertigstellung. Die relevanten Punkte sind so gegliedert und mit kleinen Q&A-Merkzetteln versehen, dass die wichtigsten technisch-formalen Aspekte – vom Deckblatt über das Literaturverzeichnis bis zur Erklärung, dass die Arbeit eigenständig verfasst worden ist – überprüft werden können.

4.1 Sprache und Ausruck

Worauf sollte ich sprachlich achten? Die wohl einfachste, aber auch nachdrücklichste Antwort auf diese Frage lautet: auf **nicht-rassistische, nicht-diskriminierende Formulierungen** und eine **nicht-sexistische Sprache**. Angesichts der kolonialen Verstrickungen von Wissenschaftler*innen tragen wir eine besondere Verantwortung, aus kolonialen Herrschaftsverhältnissen hervorgebrachte Wissensbestände zu dekolonisieren, epistemische Gewaltverhältnisse abzubauen und damit verbundene sprachliche Formen der Diskriminierung und Rassifizierung zu überwinden (siehe dazu u.a. Arndt/Ofuately-Alazard 2011). Dies gilt gleichermaßen für Formen sexistischer Sprache. Mit der Verwendung des **Gender-Stars** machen Autor*innen deutlich, dass Geschlecht (Gender) nicht nur sozial/politisch/diskursiv konstruiert wird, sondern dass es auch vielfältige Geschlechtsidentitäten jenseits der Binarität „weiblich/männlich“ gibt; dies verweist zugleich auf das Sichtbarmachen von Frauen* und Männern*, die sich nicht in einer binären Geschlechterlogik verorten können oder wollen. In wissenschaftlichen Arbeiten sind auch andere Formen nicht-sexistischer Sprachverwendung wie „Forscherinnen und Forscher“, „ForscherInnen“ oder „Forscher_innen“ möglich und gebräuchlich – gleichwohl verweisen sie auf unterschiedlicher Grade der Dekonstruktion binär kodierter Geschlechterverhältnisse. Die eigene Wahl sollte daher stets in einer der ersten Fußnoten kurz ausgeführt und begründet werden.

Eine Selbstverständlichkeit sollte es auch sein, **zentrale Begriffe** genauer einzugrenzen und zu definieren. Dies betrifft nicht nur „umkämpfte Begriffe“ wie Gerechtigkeit, Demokratie oder Extremismus, sondern auch Kernbegriffe wie „Politik“ selbst. Um dabei auf die weiter oben diskutierten erkenntnistheoretischen „Grundpositionen“ zurückzukommen: Während ein normativ orientiertes Verständnis „Politik“ eher als Zweck zur Herstellung einer ‚guten‘ und ‚gerechten‘ Ordnung versteht, verweisen empirisch-analytische oder auch historisch-dialektische Politikbegriffe sehr viel stärker auf die Ausübung, die Bewahrung oder die Veränderung von Herrschaft bzw. von politischen und/oder ökonomischen Machtbeziehungen. Darüber hinaus ist es wichtig, **spezielle Begriffe** (z.B. „epistemische Gewalt“), die innerhalb bestimmter theoretischer Debatten und Kontroversen „verhandelt“ werden und für das weitere Verständnis der Arbeit von besonderer Bedeutung sind, genauer zu bestimmen und im Hinblick auf die eigenen Analyseschritte zu plausibilisieren (mitunter reicht hier schon eine klärende und weiterführende Fußnote).

Darüber hinaus ist es kein Qualitätsmerkmal, Eigenarten der **Wissenschaftssprache** einfach nur zu kopieren. Die Benutzung vieler lateinischer oder (alt-)griechischer Fremdwörter mag auf die humanistische Bildung der Verfasser*innen verweisen. Wenn aber ein Text in wissenschaftlichen oder öffentlichen Diskursen nicht verstanden wird, bleibt der stilistische Rückgriff auf **Fremdwörter** letztlich wertlos – ja, mitunter ist er gar kontraproduktiv, wenn eigentlich gute Ideen und Erkenntnisse nur von einer kleinen Wissenschaftselite im „Elfenbeinturm“ gelesen und verstanden werden, aber so keine gesellschaftliche Relevanz erzielen. Gerade Fremdwörter lassen sich aber oft einfach „ins Deutsche“ übersetzen. **Ausnahmen** bilden (Fach-)Begriffe, die Eingang in den (wissenschaftlichen) Diskurs gefunden haben und für die es keine adäquate Übersetzung gibt (u.a. „Peacebuilding“, „Othering“ oder „Power-Sharing“) – und von denen zudem angenommen werden kann, dass sie von den Adressat*innen verstanden werden. Wenn die massenhafte Verwendung von Fremdwörtern zu vermeiden ist, dann gilt dies auch für komplizierte Bandwurmsätze und umständliche **Formulierungen**.²⁰ Ebenso ungeeignet sind eher flapsige, umgangssprachliche **Ausdrucksweisen**, die keine analytische Aussagekraft besitzen (z.B. „krasse Gewalt“, Politik als „Deal“), widersprüchliche begriffliche Zuschreibungen enthalten („Friedensspanzer“, „gewaltsamer Frieden“) oder tautologisch sind („in diesem Krieg wird viel Gewalt angewendet“).

Q&A-Merkzettel 1:

Sprache und Ausdruck

- Habe ich auf eine nicht-sexistische und nicht-rassistische Sprache geachtet?
- Werden alle zentralen und spezifischen Begriffe nachvollziehbar diskutiert und definiert?
- Habe ich Fremdwörter auf ein Minimum reduziert und darauf geachtet, umständliche Formulierungen und umgangssprachliche Ausdrücke zu vermeiden?
- Habe ich die Arbeit in einer möglichst „aktiven“ Sprache geschrieben, die auch meine Position als Verfasser*in sichtbar werden lässt?

Wichtiger als die unreflektierte Übernahme der Wissenschaftssprache sind die inhaltliche Argumentation und die Entwicklung eines eigenen Stils. Dabei ist es mehr als nur legitim, eine „aktive“ Sprache zu verwenden (und Passiv-Konstruktionen zu vermeiden) und in der **Ich-Form** zu schreiben: „Ich argumentiere, dass...“. Wir sollten einfach nur bedenken, dass ein Text selbst immer ein Produkt menschlichen Tuns ist und aus sich selbst heraus nicht argumentieren kann; entsprechend sind Formulierungen wie „die Arbeit stellt die These auf“ und „diese Arbeit argumentiert“ auch widersinnig. Wir sollten unsere Texte am Ende selbst gern lesen wollen und auch verstehen können. Sie sollten sowohl von Wissenschaftler*innen wie von einer interessierten (politischen) Öffentlichkeit verstanden werden können. Gerade in der Einleitung und im Fazit bietet es sich an, über die Verwendung der ersten Person gegenüber potenziellen Leser*innen deutlich zu machen, welche theoretische Perspektive „ich“ verfolge, welche methodologische Position „ich“ vertrete und zu welchen Ergebnissen „ich“ gekommen bin.

²⁰Auch wenn ich mich bemüht habe, dieser Aufforderung selbst gerecht zu werden, so ist es mir doch nicht durchgehend gelungen.

4.2 Zitation und Literaturverzeichnis

Wie zitiere ich „richtig“? Die Frage nach der „richtigen“ **Zitation** wird in Seminaren, Colloquien wie Sprechstunden mit am häufigsten gestellt. Dabei ist die Antwort so naheliegend wie kurz: einheitlich, logisch nachvollziehbar (in sich schlüssig) und mit den notwendigen Belegen (siehe dazu auch Abschnitt 4.3). Und: „die“ richtige Zitation gibt es nicht. Abhängig ist die Diversität von Zitationsformen von institutionellen Anforderungen (nahezu jede Zeitschrift hat ihre eigene Zitationsregeln) und individuellen Vorlieben der Autor*innen bzw. Betreuer*innen. So schlage ich selbst die „Richtlinien zur Gestaltung der Endfassung“ der „Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung“ (ZeFKo) vor.²¹ Die damit verbundene Zitierweise des „Harvard Systems“ in Form von „(Nachname Jahr: Seite)“ hat sich einerseits in der Praxis bewährt. Andererseits bietet diese Variante nicht nur die Möglichkeit, mit der eigenen Argumentation im Fließtext sogleich auf zentrale Autor*innen zu verweisen („vgl.“, „siehe u.a.“), sondern verbunden ist damit der Vorteil, die Fußnoten für ergänzende begriffliche und inhaltliche Anmerkungen zu reservieren.²² Wer selbst eine andere Zitationsweise bevorzugt, kann diese selbstverständlich weiterhin nutzen, solange dies in einheitlicher und in sich schlüssiger Art und Weise geschieht.

Und dennoch: So notwendig die klare Orientierung an einem einheitlichen Zitiersystem ist – und so hilfreich die jeweiligen „Richtlinien“ der Verlage und Zeitschriften sind –, nicht alle Fragen können damit beantwortet werden. Ich will hier aber zumindest einige ergänzende Hinweise geben, die in der Praxis immer wieder auftauchen: Erstens stellt sich häufig die Frage nach dem Umgang mit „**Zitaten im Zitat**“, d.h. wörtliche Aussagen, die von bestimmten Autor*innen in die eigene Arbeit übernommen werden sollen, verweisen selbst auf Dritt-Autor*innen. In diesen Fällen empfiehlt es sich zunächst einmal, *immer* auch die Originalquelle aufzuspüren, um den Kontext besser zu verstehen und die Genauigkeit und Sinnhaftigkeit der Angabe selbst noch einmal zu prüfen; nur so ist letztlich garantiert, dass auch exakt zitiert wird und dass der argumentative Rahmen, in dem das Zitat steht, richtig verstanden und wiedergegeben wird. Zweitens sollte nur das zitiert und in das Literaturverzeichnis aufgenommen werden, was auch wirklich selbst gelesen und in der Arbeit verwendet wird. Drittens können nicht nur „klassische“ Primärquellen (Dokumente, Reden etc.) und Sekundärtexte (Monographien, Sammelbände, Aufsätze) zitiert werden. Auch **alternative Materialien** (u.a. Dokumentation, Film, Kunst, Internet) jenseits von herkömmlich publizierten Textformaten können für die Umsetzung der eigenen Forschungsidee relevant sein – und lassen sich entsprechend der ausgewählten Zitierweise einbinden. Zu typischen Materialien zählen Arbeitspapiere, Tagungspapiere und -berichte, Abschlussarbeiten, NGO-Reports und diverse Formen medialer Berichterstattung und (Web-)Dokumentationen (in Print- und Onlinemedien).

²¹ Verbunden ist damit die Empfehlung, sich möglichst frühzeitig im Forschungsprozess mit den wesentlichen Aspekten vertraut zu machen. Die Zitierhinweise der „Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung“ finden sich hier: http://www.zefko.nomos.de/fileadmin/zefko/doc/ZeFKo-Richtlinien_Gestaltung_der_Endfassung_Version1.4.pdf

²² Werden Fußnoten sowohl für Literaturangaben als auch für Anmerkungen genutzt, führt dies nicht nur zu einer Vervielfachung von Fußnoten, sondern es erschwert letztlich auch die Lesbarkeit eines Textes.

Die oben angeführte Zitierweise „(Nachname Jahr: Seite)“ lässt sich dann übrigens auch für **Filmsequenzen** bzw. YouTube-**Videos** übernehmen, nur dass hier statt der Seitenangabe die Minuten und Sekunden angegeben werden (z.B. „Nachname Jahr: 01:19-02:02“).²³ Bei der Nutzung von Fotos oder Abbildungen, die nach einer Internet-Recherche in die Arbeit einfließen sollen, ist ebenfalls auf die genaue Angabe der Herkunft der Bildquelle zu achten. Dazu wird entweder direkt unter dem Bild oder einer Abbildung auf die Internetquelle und das Abrufdatum verwiesen (alternativ in einer Fußnote) oder aber das Bild wird als Teil eines Textes oder einer Dokumentation als „normale Quelle“ im Literaturverzeichnis aufgeführt. Je mehr wir die ethischen Regeln guter wissenschaftlicher Praxis²⁴ verinnerlichen und selbst in die Praxis umsetzen, desto geringer wird das Risiko, ein Plagiat zu begehen.

Q&A-Merkzettel 2:

Zitation und Literaturverzeichnis

- Werden alle Kriterien einer einheitlichen Zitierweise eingehalten?
- Habe ich möglichst immer auch die genauen Seitenzahlen angegeben?
- Habe ich bei Internet-Quellen auch den kompletten URL und das Datum der Ansicht bzw. des Downloads angeführt?
- Ist mein Literaturverzeichnis in einer alphabetischen Ordnung angelegt?

Die Anzahl der tatsächlich verwendeten Quellen ist dann per se kein Gütekriterium für die Bewertung von wissenschaftlichen Arbeiten. So kann es durchaus vorkommen, dass innerhalb speziellerer Debatten nur wenige Primär- und/oder Sekundärquellen existieren. Gerade ideengeschichtliche Fragestellungen oder hermeneutisch-rekonstruktive Vorgehensweise (Verstehen und Einordnen ausgewählter theoretischer Zugänge) kommen oft mit einem begrenzten Literaturkorpus aus. Umgekehrt kann das Aufgreifen einer gerade populären Forschungsdebatte oder weiter gefasste Forschungsfrage dazu führen, dass der Umfang an relevanter Literatur zunimmt. Nichtsdestotrotz haben wir als Verfasser*innen von Texten freilich einen eigenen Spielraum, unsere Literatur entlang plausibel begründeter Entscheidungen einzugrenzen. Kurzum: Der Umfang an verwendeter Literatur ist einerseits von der Forschungsfrage sowie den berücksichtigten theoretischen Debatten und verwendeten Methoden abhängig; andererseits bestimmen wir über eine angemessene Eingrenzung unserer Forschungsgegenstände selbst das Ausmaß an Quellen - und dabei gilt: Qualität kommt vor Quantität.

4.3 Plagiate

Wann begehe ich ein Plagiat? Dass die Arbeit eigenständig verfasst wird und alle verwendeten Quellen einheitlich wie nachvollziehbar angegeben werden, zählt zu den **Regeln** „guter

²³ Im Literaturverzeichnis sollte sich die verwendete Quelle dann folgendermaßen angegeben werden: Name des*der Autor*in, Jahr: Titel des Videos, Art des Beitrags (u.a. Reportage, Interview, Kommentar), Name der Plattform(z.B. YouTube, Mediathek), Datum der Veröffentlichung des Videos, genaue URL (Abrufdatum des Videos).

²⁴ Siehe „Leitlinien zur Sicherung guten wissenschaftlichen Praxis“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG); URL: https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/rechtliche_rahmenbedingungen/gute_wissenschaftliche_praxis/kodex_gwp.pdf (zuletzt abgerufen am 09.09.2019).

wissenschaftlicher Praxis“. Und die weitaus meisten Forscher*innen handeln auch entsprechend. Wer sich dagegen im eigenen Text geistiges Eigentum anderer unter Anmaßung eigener Autor*innenschaft aneignet, begeht ein **Plagiat**. Und dies gilt unabhängig davon, ob ich nur „indirekt“ auf Ideen anderer Autor*innen zurückgreife oder „direkt“ Passagen anderer Texte übernehme. Dementsprechend sind sowohl wörtliche, direkte Zitate als solche auszuweisen als auch indirekte Verweise auf andere Quelle eindeutig kenntlich zu machen. Geschieht dies nicht, sprechen wir von einem Plagiat.

Unter ein Plagiat fallen a) die wortwörtliche Übernahme von Satzbausteinen, Sätzen oder ganzen Teilen anderer Texte ohne Angabe der entsprechenden Quellen (Textübernahme), b) die Übernahme von Ideen oder von Textteilen, die lediglich leicht umformuliert werden, aber ohne Angabe der Quelle in den eigenen Text eingebaut werden (Paraphrase) sowie c) die Übersetzung einer fremdsprachigen Arbeit, die ohne Quellenangabe als Eigenleistung dargestellt wird.²⁵ Natürlich ist es mitunter schwer, zu rekonstruieren, woher wir bestimmte Ideen haben. Ebenso kann sprichwörtlich das Rad nicht immer neu erfunden werden. Daher empfiehlt es sich, rechtzeitig im **Forschungsprozess** die gelesene Literatur in ein Verzeichnis (oder gar in ein Literaturverwaltungsprogramm) aufzunehmen und im **Schreibprozess** immer gleich die Quellenangaben hinzuzufügen. Dabei sollte der **Grundsatz** gelten: lieber ein Hinweis mehr, als mit fehlenden Angaben das Risiko eines Plagiats einzugehen. Und letztlich erfüllen vollständige Zitationen dann nicht nur die Kriterien einer „guten wissenschaftlichen Praxis“, sondern Literaturangaben sind immer auch eine Art der Dienstleistung gegenüber Leser*innen, das eigene Wissen über die angebotenen Referenzen gezielt zu erweitern.

Q&A-Merkzettel 3:

Plagiate

- Habe ich alle wörtlichen (direkten) Zitate als solche mit Quellen belegt und die entsprechenden Textstellen in An- und Abführungszeichen gesetzt?
- Werden auch Paraphrasen (also Originaltextstellen, die in eigenen Worten wiedergegeben werden) ausreichend belegt (unmittelbar am Ende des Satzes)?
- Handelt es bei einer Paraphrase tatsächlich um eine neue, eigenständige Formulierung (Beleg nötig, aber keine Anführungszeichen) oder nur um eine minimale Umformulierung mit wenigen Füllwörtern (eigentlich eine Übernahme des Originals)?
- Werden alle angegebenen Quellen im Text auch im Literaturverzeichnis angeführt?

4.4 Formatierung der Arbeit

Wie soll die Arbeit formatiert werden? Es gibt sicher kaum eine Frage, um es zum Abschluss einmal ironisierend zu formulieren, die bei Betreuer*innen beliebter ist (sie wird höchstens noch „getoppt“ von der Frage nach der „richtigen“ Zitationsweise, doch dazu siehe Punkt 4.3).

²⁵ Siehe dazu auch: Amtsblatt der FU Berlin, 29/2002; URL: <http://www.fu-berlin.de/forschung/service/Ehrenkodex-ab292002.pdf> (zuletzt abgerufen am 09.09.2019).

Meine erste Reaktion ist meist ein leicht verzweifeltes, aber durchaus ernst gemeintes „it depends“! Doch warum kommt es darauf an? Weil nicht nur die Welt der Theorien und Methoden bunt ist, sondern auch Dozierende, Institute, Fachbereiche, Universitäten und Verlage unterschiedliche „Vorgaben“ formulieren bzw. verschiedene „formale Vorlieben“ haben.

Ich formatiere beispielsweise meine eigenen Texte zunächst immer so, wie ich mir das von wissenschaftlichen Arbeiten, die ich selbst zu lesen bekomme, wünsche²⁶: 1.) mit der **Schriftart** „Times New Roman“ und „12er“ **Schriftgröße** (alternativ wäre auch „Calibri“ in einer „11er“ Schriftgröße eine denkbare Option gewesen); 2.) einem **Rand** von 2,5cm (bis 3cm) links und rechts; 3.) einem **Abstand** von „18pt“ bis 1,5 Zeilen innerhalb der Absätze („Textkörper“) sowie „6pt“ Abstand zwischen einzelnen Absätzen (oder alternativ eine Leerzeile); 4.) der **Ausrichtung** des Textes auf „Blocksatz“ (alle Zeilen werden auf eine gleiche Breite gebracht), die dazu beiträgt, die Absatzstruktur – und damit die Argumentationsführung – besser erkennen und nachvollziehen zu können; 5.) mit nummerierten **Fußnoten** und einem „Sondereinzug/hängend“ (0,5-1cm) und ebenfalls im Blocksatz, damit auch diese „auf den ersten Blick“ gut erfasst werden können (Endnoten am Ende des Texts eignen sich weniger gut); sowie 6.) mit durchgehenden **Seitenzahlen** (wo genau diese platziert werden, ist weniger wichtig als die Tatsache, dass sie angegeben werden).

Über die Formatierung im engeren Sinne hinaus kann die eigene Arbeit auch ein **Abstract** enthalten (als Zusammenfassung der Kernaussage/n in maximal 150 Wörtern). Weitaus wichtiger, ja sogar unerlässlich ist ein **Inhalts- bzw. Gliederungsverzeichnis** mit aussagekräftigen Kapitelüberschriften (einzelne Schlagwörter oder ganze Sätze sollten vermieden werden) sowie selbstverständlich auch mit Seitenzahlen. Die Gliederung reflektiert die (im Text fett geschriebenen) Kapitel- und Zwischenüberschriften, die sich auf zwei oder drei Ebenen beschränken und systematisch durchnummeriert werden sollten.²⁷

Q&A-Merkzettel 4:

Formatierung meiner Arbeit

- Habe ich auf eine einheitliche und durchgängige Formatierung geachtet?
- Gibt es ein Inhaltsverzeichnis und plausible Kapitelüberschriften?
- Habe ich auf Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis und dem eigentlichen Text geachtet?
- Ist es evtl. sinnvoll, ein Abkürzungs- oder Abbildungsverzeichnis anzulegen?
- Benötige ich einen Anhang zur Präsentation wichtiger Quellen?

Arbeiten, die aufgrund ihrer Thematik mit zahlreichen **Abkürzungen** arbeiten (z.B. im Kontext von Organisationsforschung), sollten diese nicht nur, wie grundsätzlich üblich, bei der ersten Angabe im Text auch benennen, sondern im Anschluss an das Inhaltsverzeichnis in einem

²⁶ In Abweichung von dieser Norm wurde der vorliegende Text aus formalen Gründen in „Nexus Sans“ formatiert (offizielle „Hausschrift“ der Freien Universität und ihrer Druckerzeugnisse).

²⁷ Die „Nummerierung“ beginnt bereits mit der „Einleitung“ und sollte nach einheitlichen Kriterien erfolgen; siehe dazu die weiter oben genannten Hinweise zur „Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung“ (Fußnote 18).

Abkürzungsverzeichnis in alphabetischer Reihung angeben. Sollten zudem viele **Abbildungen** (u.a. Grafiken, Schaubilder, Tabellen) in die Arbeit eingebunden werden, kann sich ein eigenes Abbildungsverzeichnis anbieten (ebenfalls im Anschluss an das Inhaltsverzeichnis), das diese in Form einer numerischen Gliederung erfasst (ähnlich wie beim Gliederungsverzeichnis der einzelnen Kapitel).

Ein **Anhang** wiederum ist dann notwendig und ratsam, wenn zitierte Quellen wie Interviews (Transskripte, Fragebögen, Leitfaden etc.), mediale Diskursinhalte (ausgewählte Texte, Bilder) oder Niederschriften teilnehmender Beobachtung dokumentiert werden sollen. Auch umfassendere und für die Untersuchung relevante statistische Untersuchungen (wie z.B. seitenfüllende Regressionsmodelle oder Auflistungen von „Kriegen“ oder politischen „Protesten“) können in einem Anhang präsentiert werden. Umfassendere Interviewtranskriptionen (und ihre Audiodateien) oder auch MAXQDA-Dateien, die in der qualitativen Datenanalyse erzeugt werden, können auch auf CD, USB mitgeliefert bzw. Online (z.B. über „Clouds“) zugänglich gemacht werden.

4.5 Deckblatt und Titel

Wie gestalte ich das Deckblatt und den Titel meiner Arbeit? Das **Deckblatt** einer wissenschaftlichen Arbeit hat eine doppelte Funktion: es soll erstens hinreichend über die*den Verfasser*in und den Kontext, in dem die Arbeit entstanden ist, aufklären. Neben dem Verweis auf den eigenen Namen (sowie Matrikelnummer und E-Mail-Adresse) sollten entsprechend Informationen zum besuchten Seminar (Seminarartikel, Dozierende*r), zum Studiengang, zum aktuellen Fachsemester sowie zum Datum der Abgabe enthalten sein. Der Kreativität in der Gestaltung sind eigentlich keine Grenzen gesetzt (selbst bildliche Darstellungen können, ähnlich wie dies bei vielen Büchern der Fall ist, integriert werden), mitunter ist aber Schlichtheit schlicht „mehr“. Zweitens sollte der **Titel der Arbeit** zentraler und informativer Eyecatcher der Arbeit sein – und in Platzierung und Schriftgröße auch besonders herausgestellt werden.

Q&A-Merkzettel 5:

Deckblatt und Titel

- Erfüllt mein Deckblatt alle formalen Anforderungen und Autor*innen-Hinweise?
- Ist mein Titel (Ober- und Untertitel) so gewählt, dass die Thematik „intuitiv plausibel“ nachvollziehbar ist?
- Gibt mein Titel wieder, was in der Arbeit behandelt wird?

Der Titel der Arbeit sollte so originell wie nachvollziehbar formuliert werden, aber nicht die Formulierung der Fragestellung reproduzieren (und auch nicht mehr als zwei oder drei Zeilen umfassen). Dazu bietet es sich immer an, einen eher plakativen **Obertitel** mit einem stärker analytisch-fokussierteren **Untertitel** zu kombinieren. Wer sich also beispielsweise in seiner Fragestellung dafür interessiert, welcher Zusammenhang zwischen der diskursiven Versicherheitlichung von Migration seitens der Europäischen Union und den sicherheitspolitischen Prak-

tiken der Migrations- und Grenzkontrolle (durch die Sicherheitsagentur FRONTEX) bestehen (und diese mit Hilfe einer Inhaltsanalyse bearbeiten will), könnte mit pointierten Obertiteln wie „B/Ordering Migrati-on“, „Migration im Spannungsfeld von Raumwandel, Kontrolle und Gewalt“ oder „Menschenrechte und humanitäre Normen am Scheideweg“ zunächst allgemein auf die gewaltvollen, raum- und kontrollpolitischen Ausgangsproblematiken aufmerksam machen, um dann im Untertitel auf den eigentlichen analytischen Kern zu verweisen: „Eine inhaltsanalytische Untersuchung der EUropäischen Grenzdiskurse und ihrer sicherheitspolitischen Implikationen“ (evtl. ergänzt mit dem Zusatz: „am Beispiel der Sicherheitsagentur FRONTEX und ihrer Operationen Poseidon und Triton“).

Da der Titel für **Abschlussarbeiten** (BA, MA) bereits im Rahmen der Anmeldung angegeben werden muss, sollte dieser zunächst noch nicht zu spezifisch ausformuliert werden. Da sich erfahrungsgemäß im Forschungsprozess die Wege der eigenen Problemstellung noch häufiger gabeln, sollte zunächst vor allem ein aussagekräftiger Obertitel angegeben werden, aus dem einerseits hervorgeht, dass es sich um eine politikwissenschaftliche Arbeit handelt (ein Titel wie „Fluchterfahrungen“ mag auf erkenntnisbringende Auswirkungen der Wechselwirkungen von Kriegsgewalt und Flucht hinweisen, bleibt aber letztlich für die Politikwissenschaft noch zu unspezifisch). Andererseits sollte der anzugebende Titel der Arbeit schon auf das eigentliche analytische Erkenntnisinteresse bzw. die Problemstellung der Arbeit verweisen (das oben genannte Beispiel „B/Ordering Migration“ mag dann für eine wissenschaftliche Arbeit, in der sogleich auch der Untertitel genannt wird, noch gut funktionieren, als alleiniger Titel im Anmeldeverfahren einer Abschlussarbeit, würde dies nicht ausreichen).²⁸

4.6 Umfang von Exposé und Arbeiten

Eine klassische Frage im Arbeitsprozess lautet: *welchen Umfang soll mein Exposé, welchen meine Hausarbeit haben?* Studien- und Prüfungsordnungen formulieren ebenso klare **Vorgaben** für den Umfang (Wort- oder Zeichenzahl) einer Arbeit wie wissenschaftliche Verlage. Dieser sollte im Schreibprozess auch immer im Auge behalten werden (ebenso wie die rechtzeitige Prüfung, ob zum angegebenen Limit auch Fußnoten und/oder das Literaturverzeichnis zählen!). In der **Praxis** können dann die formalen Vorgaben meist um zehn Prozent über- oder unterschritten werden. Besteht das Ziel darin, eine Hausarbeit zu schreiben, sollte das **Exposé/Forschungsdesign** ca. drei bis vier Seiten haben und 1.) einen besonderen Schwerpunkt auf die Problem- und Fragestellung legen, 2.) erste Hinweise zum Forschungsstand geben, 3.) das theoretischen/methodischen Vorgehen skizzieren, 4.) einen Arbeits- und Zeitplan und eine grobe Gliederung entwickeln sowie 5.) ein alphabetisch angelegtes Literaturverzeichnis enthalten. Bei **Abschlussarbeiten** steigt nicht nur der Umfang eines Exposé an (BA: 5-8 Seiten; MA: 7-10 Seiten), sondern es wachsen auch die Erwartungen an eine klare Formulierung/Eingrenzung der

²⁸ Dieses Verfahren entspricht dann zwar nicht der Logik von Forschungsprozessen, lässt sich aber aus organisatorischen Gründen (Genehmigung des Themas und der Betreuer*innen durch den Prüfungsausschuss) nicht anders regeln. Immerhin kann an der Freien Universität Berlin in Ausnahmefällen (auf Antrag und mit schriftlicher Unterstützung der Erst- und Zweitgutachter*in) ein Antrag auf Änderung des Themas an den Prüfungsausschuss gestellt werden.

Fragestellung sowie an eine plausible und nachvollziehbare Strategie zur methodischen und theoretischen Umsetzung der Idee.²⁹

Q&A-Merkzettel 6:

Umfang von Exposé und Hausarbeit

- Entspricht der Umfang meines Exposés/meiner Arbeit den Anforderungen?
- Habe ich beim Exposé alle wichtigen inhaltlichen Aspekte erfasst?
- Ist alles relevant? Wo besteht noch Kürzungspotenzial?

Sollte die fertige wissenschaftliche Arbeit dann am Ende deutlich über der Vorgabe liegen, kann dies durchaus auch Chancen bergen. Es bietet sich nämlich die Möglichkeit, die Arbeit noch einmal gründlich – im Lichte der Fragestellung – zu **überarbeiten** und zu **kürzen**. Dies kann insofern auch inhaltlich klärend wirken und die Lesbarkeit erhöhen, weil vor allem jene Passagen „entschlackt“ werden können, die im Zuge des oben angesprochenen „**Selbstvergewissungswissen**“ recht früh den Weg in die Arbeit gefunden haben (u.a. historische Überblicke, Beschreibungen von „Kontexten“), für die eigentliche Argumentation nun aber kaum noch oder gar nicht mehr relevant sind.

4.7 Letzte Fragen und Antworten

Und wenn ich doch noch Fragen habe? – Dann fragt nach! Politikwissenschaft lebt einerseits vom Diskurs und der gemeinsamen Suche nach Antworten auf problematische Herrschafts- und Gewaltverhältnisse. Andererseits können aber auch Hilfestellungen bei formalen/technischen Problemen das eigene Arbeiten erleichtern. Rechtzeitiges und inhaltliches fokussiertes **Nachfragen** ist zwar keine Garantie für eine gute wissenschaftliche Arbeit, es steigt jedoch die Wahrscheinlichkeit, dass bereits im Vorfeld (also quasi auf den ersten, noch scheinbar entspannten Kilometern des Marathons), wichtige Aspekte an Klarheit gewinnen und der Fokus auf die eigentliche wissenschaftliche Arbeit gelegt werden kann. Und: fragt rechtzeitig nach! Wer sich eine ganze lange Woche mit einem Problem quält, dann aber doch irgendwann eine (hoffentlich produktiv-befreiende) Antwort erhält, wird sich ärgern, nicht schon vorher gefragt zu haben. Dabei gilt aber auch: Wir sollten nicht so vermessen sein, immer auch auf alles Antworten zu erhalten. Letztlich ist nicht nur unser individuelles Wissen begrenzt, vergleichbar mit einer kleinen Insel von Wissen in einem Meer von Unwissen, sondern die kollektiv geteilten Wissensinseln liegen oft weit entfernt in fernen Ozeanen und sind nur selten durch Brücken verbunden – oftmals erscheinen sie gar nur als Phantasiegebilde, die bei näherer Betrachtung seifenblasengleich zerplatzen.

²⁹ Bei Promotionsvorhaben kann der Umfang noch weiter auf bis zu 15 Seiten steigen. Zudem sollten für die Entwicklung eines Exposés auch die Richtlinien für die Antragsstellung der betreffenden Förderinstitution berücksichtigt werden. Bei Anträgen auf Förderung von Forschungs- und Promotionsvorhaben sollten grundsätzlich die jeweiligen formalen Richtlinien (Aufbau des Antrags, Schwerpunkte, Sprache) der Förderinstitution genau studiert und eingehalten werden, um später keine bösen Überraschungen zu erleben.

Q&A-Merkzettel 7:

Letzte Fragen und Antworten

- Habe ich noch Fragen, die ich am Ende des Exposé's anführen kann?
- Habe ich die Möglichkeit und ausreichend Zeit eingeplant, das Exposé/die Arbeit gegenlesen zu lassen?
- Gibt es Fragen, die so gravierend sind, dass ich mich an meine*n Betreuer*in wenden sollte?

Kritisches **Feedback** sollte einerseits immer konstruktiv formuliert werden (und auch nur dann, wenn es wirklich angebracht ist). Andererseits muss Kritik nicht sogleich als Rückschlag verstanden werden. Im Gegenteil: sie sollte eher Ansporn für die weiteren Arbeitsschritte sein. Dazu zwei, drei praktische Tipps: Die Kritikpunkte sollten nicht nur systematisch notiert werden, sondern entlang ihrer Bedeutung und Umsetzbarkeit auch differenziert und hierarchisiert werden. Hinweise zum sprachlichen Ausdruck und zur Entwicklung der Argumentation („Leseverständnis“) sind sicher leichter und schneller umzusetzen als Anmerkungen zur theoretischen und methodischen Vorgehensweise der Arbeit. Wer dann im **Überarbeitungsprozess** zunächst jene Punkte abgearbeitet hat, die sich eher schnell und leicht umsetzen lassen, wird vielleicht sogar die Erfahrung machen, dass die „größeren Brocken“ mit etwas zeitlichem **Abstand** gar nicht mehr so dramatisch erscheinen. Doch selbst wenn die Kritik substantielleren Charakter hat, müssen wir den „Kopf nicht in den Sand stecken“. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung lebt von Kontroversen. Dennoch kann es natürlich vorkommen, dass sich das eigene Projekt im Lichte der Kritik, den aktuell verfügbaren „Wissensressourcen“ und/oder begrenzter Verfügbarkeit von Informationen (schlechte Datenlage, schwieriger Zugang zu Interviewpartner*innen) als noch nicht umsetzbar erweist. Dann gilt es, nicht allzu lange an der (Lieblings-)Idee festzuhalten, sondern das Thema notfalls auch radikal zu modifizieren oder (vorläufig) ganz zu verwerfen. Je wertschätzender und verantwortungsbewusster wir in dieser Phase alle miteinander kommunizieren, desto leichter sollte dieser Schritt fallen. Im Austausch miteinander sollte daher auch die Regel gelten: Wer substantielle Kritik äußert, sollte immer auch alternative, konstruktiv-produktive Wege aufzeigen können – in diesem Sinne: ich bin auf kritische Hinweise und Anregungen zu diesem Text gespannt!

5. Literaturverzeichnis

- Agnoli, Johannes 1989: Von der kritischen Politologie zur Kritik der Politik, in: Ulrich Albrecht (Hrsg.), Was heißt und zu welchem Ende betreiben wir Politikwissenschaft?, Opladen, 13-24.
- Alemann, Ulrich von 2001: Das Exposé, Universität Düsseldorf, https://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/politik/Mitarbeiter/Alemann/aufsatz/01_expose2001.pdf
- Alemann, Ulrich von/Forndran, Erhard 2002: Methodik der Politikwissenschaft. Eine Einführung in Arbeitstechnik und Forschungspraxis, 6. Aufl., Stuttgart
- Arndt, Susan/Ofuatey-Alazard, Nadja 2011 (Hrsg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache, Münster.
- Bartosch, Ulrich/Neuneck, Götz/ Wunderle, Ulrike (Hrsg.) 2016: 60 Jahre Russell-Einstein-Manifest. Remember Your Humanity and Forget the Rest! Herausforderungen für die nukleare Abrüstung. Wissenschaft - Gesellschaft – Verantwortung, Vereinigung Deutscher Wissenschaftler e.V., Berlin.
- Brunner, Claudia 2016: Das Konzept epistemische Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konflikttheorie, in: Wintersteiner, Werner/Wolf, Lisa (Hrsg.), Friedensforschung in Österreich. Bilanz und Perspektiven, Klagenfurt/Celovec, 38-53.
- Carrier, Martin 2006: Wissenschaftstheorie zur Einführung, Hamburg.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (Hrsg.) 2015: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, 2. Aufl., Bielefeld.
- Dhawan, Nikita 2016: Die Aufklärung retten: Postkoloniale Interventionen, in: Zeitschrift für Politische Theorie 2-2016, 249-255.
- Feyerabend, Paul 1986: Wider den Methodenzwang, Frankfurt am Main.
- Flümann, Gereon (Hrsg.) 2017: Umkämpfte Begriffe. Deutungen zwischen Demokratie und Extremismus, Bonn.
- Ganghof, Steffen 2016: Forschungsdesign in der Politikwissenschaft – Kausale Perspektiven versus kontrastive Theorietests, in: Austrian Journal of Political Science 45: 1, 1-11.
- Geddes, Barbara 2003: Paradigms and Sand Castles. Theory Building and Research Design in Comparative Politics, Arbor, Ann: University of Michigan Press.

- Geis, Anna/Brock, Lothar/Müller, Harald (Hrsg.) 2006: Democratic Wars. Looking at the Dark Side of Democratic Peace, Houndmills.
- Georgi, Fabian 2013: Notizen zu einer Kritik der Migrationspolitik, in: Kurswechsel 1/2013 : 41–50.
- Göhler, Gerhard/Iser, Mattias/Kerner, Ines (Hrsg.) 2013: Politische Theorie. 22 umkämpfte Begriffe zur Einführung, 3. Aufl. Wiesbaden.
- Gschwend, Thomas/Schimmelfennig, Frank 2007: Forschungsdesign in der Politikwissenschaft: Ein Dialog zwischen Theorie und Daten, in: dies. (Hrsg.), Forschungsdesign in der Politikwissenschaft: Probleme – Strategien – Anwendungen, Frankfurt /New York, 9-38.
- Hess, Sabine/Kasperek, Bernd/Kron, Stefanie/Rodatz, Mathias/Schwertl, Maria/Sontowski, Simon (Hrsg.) 2016: Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III, Berlin.
- Lund, Christian 2014: Of What is This a Case?: Analytical Movements in Qualitative Social Science Research, in: Human Organization, 73:3, 224-234.
- Mayring, Philipp 2015: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 12. Aufl., Weinheim.
- Muno, Wolfgang 2009: Fallstudien und die vergleichende Methode, in: Pickel, Susanne/Pickel, Gert/Lauth, Hans-Joachim/Jahn, Detlef (Hrsg.): Methoden der vergleichenden Politik- und Sozialwissenschaft. Neue Entwicklungen und Anwendungen, Wiesbaden, 113-131.
- Nachtigall, Andrea 2012: Gendering 9/11. Medien, Macht und Geschlecht im Kontext des „War on Terror“, Bielefeld.
- Ploder, Andrea 2013: Widerstände sichtbar machen zum Potenzial einer performativen Methodologie für kritische Migrationsforschung, in: Mecheril, Paul/Thomas-Olalde, Oscar/Melter, Claus/Arens, Susanne/Romaner, Elisabeth (Hrsg.), Migrationsforschung als Kritik?, Wiesbaden, 139-153.
- Transit Migration Forschungsgruppe (Hrsg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas, Bielefeld.
- Ziai, Aram (Hrsg.) 2016: Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge. Bielefeld: transcript.